

DENKEN + GLAUBEN

Nr. 208 Sommersemester 2025

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

www.khg-graz.at



MINDSET



zweintopf, aus der Serie postpoetry: Irrsinn (Frisiersalon Erni), 2024. © zweintopf

„Wir arbeiten mit Buchstaben aus aufgelassenen Geschäften. Buchstaben, die lange den städtischen Raum bestimmt haben, aber mehr und mehr verschwinden. Wir haben uns die Frage gestellt: Was kann aus einer Leerstelle in der Stadt werden? Welche lautmalerischen Möglichkeiten stecken in diesen Buchstabenabfolgen? Daraus ist die Serie *postpoetry* entstanden. Auch hier fügen wir die Bilder, die wir selbst zerschneiden wie ein Puzzle, am Ende zu neuen Bedeutungen zusammen. Das hat eine ähnliche spielerische Logik wie unser Umgang mit den Kreuzesdarstellungen in den Puzzlebildern.“
(Eva und Gerhard Pichler im Interview mit Alois Kölbl)

Editorial



„Es gibt keine Freiheit ohne gegenseitiges Verständnis.“

Albert Camus

Ich freue mich, dass unsere Zeitschrift „Denken+Glauben“ nach einem Soft-Relaunch auch mit einem größeren Seitenumfang erscheinen und sich damit facettenreicher als bisher einem Thema widmen kann. Diese Ausgabe beschäftigt sich mit unserem Jahresthema „Mindset“, dem wir in diesem Arbeitsjahr schon einige Veranstaltungen und Aktivitäten gewidmet haben. Ausgangspunkt war die Beobachtung der zunehmenden Segmentierung unserer Gesellschaft und die Frage, wie wir aus den geschlossenen Blasen und Echokammern wieder zu einer Kultur finden könnten, die die scheinbar immer undurchdringlicher werdenden *bubbles* zumindest ein Stück weit durchlässiger machen könnte. Denn: Ein von Angst und Misstrauen geprägtes Mindset schafft nichts anderes als unüberbrückbare Polarisierung. Der deutsche Soziologe Hartmut Rosa hat dazu zur Überraschung vieler Fachkolleg:innen eine steile These aufgestellt: „Demokratie braucht Religion“. Der in Buchform publizierte Vortrag wurde zum Bestseller. Monika Schachner hat mit dem renommierten Wissenschaftler anlässlich seines Vortrages in Graz als Auftakt zu unserem Jahresschwerpunkt für unsere Zeitschrift zu Semesterbeginn gesprochen. Der Theologe Franz Winter hatte dem damals im Podiumsgespräch einiges entgegenzuhalten und hat es in einem Essay verschriftlicht. Denn auch wenn es Rosa für seine These nicht um kirchlich oder institutionell verfasste Religion geht, so kann ein differenzierter Blick nicht von antidemokratischen Tendenzen in Religionssystemen absehen. Damit wären wir aber schon mitten im Diskurs, zu dem dieses Heft einen Beitrag leisten will.

„Was verliert die Gesellschaft, was verliert die Demokratie, wenn die Religion darin keine Rolle mehr spielt?“, fragt Hartmut Rosa, und wir konnten der

Versuchung nicht widerstehen, am Cover dieser Ausgabe ein Kreuzbild aus einer Serie des Artist Duos „zweintopf“ mit dem Hefttitel zu verknüpfen, auch wenn wir uns damit auf brüchiges Eis begeben. Zu oft wurde dieses Sujet schon bildsprachlich vereinnahmt, dessen sind wir uns bewusst. Aber natürlich liegt gerade darin auch der Reiz. Die künstlerische Suchbewegung war spielerisch und hat zunächst keineswegs auf die Auseinandersetzung mit einem zentralen Motiv christlicher Ikonographie abgezielt. Am Anfang stand die Frage, wie weit ein Bildmotiv erkennbar bleibt, wenn man bei einem Puzzle die Darstellungsoberfläche des zentralen Sujets entfernt. Und beim Kreuzbild zeigte sich, dass es nicht nur erkennbar bleibt, sondern sogar intensiver entgegentritt. Eine Leerstelle eröffnet einen Denkraum. Das schien schließlich auch der Redaktion ein adäquater Introitus für ein Thema zu sein, das in seinen gesellschaftspolitischen und psychosozialen Dimensionen zumindest in Schlaglichtern beleuchtet werden soll.

Bevor ich eine anregende Lektüre dieses Heftes und eine gesegnete Fastenzeit wünsche, komme ich nicht umhin, darauf hinzuweisen, dass ich diese Zeilen am ersten Todestag von Alexej Nawalny schreibe. Am Ende seiner Verteidigungsrede bei seinem Berufungsprozess hatte der Dissident aus der Bergpredigt zitiert und danach immer wieder darauf hingewiesen, dass er als ehemals bekennender Atheist zum Glauben gefunden und in der Bibel ein Buch für sich entdeckt habe, „in dem im Allgemeinen mehr oder weniger klar geschrieben steht, was in jeder Situation zu tun ist“. Auch ein Beitrag zum Thema dieses Heftes, wie ich finde. In diesem Sinn: noch einmal eine anregende Lektüre wünscht

Alois Kölbl, Hochschulseelsorger

Inhaltsverzeichnis

Sommersemester 2025 – MINDSET

POLITIK ABSTRAKT UND KONKRET

Religionen und Demokratie:
eine komplizierte Beziehung (4)

Von Franz Winter

„Demokratie braucht Anrufbarkeit“ (7)

Monika Schachner im Gespräch
mit dem Soziologen Hartmut Rosa

L'enigma dell' Elefante (10)

Edgar Honetschläger

Sich für eine
bessere Welt einsetzen (12-18)

Drei Interviews

Versöhnung beginnt mit Mitgefühl (13)

Im Gespräch mit
Erzbischof Antoine Kambanda

Nie die Hoffnung verlieren (15)

Im Gespräch mit der Trägerin
des Alternativen Nobelpreises
Phyllis Omido

Der Wunsch nach
Frieden und Freiheit (17)

Im Gespräch mit
Palina Kozarava von der
NGO *Human Rights Center Viasna*

Europa im Wandel (20)

Von Daniel Pachner

„Es geht um das Dazwischen“ (28)

Alois Kölbl im Gespräch mit
dem Künstler:innenduo zweintopf

Von Maschinen und Mythen (31)

Von David Jost und Simon Rabensteiner

Auf der Suche ... nach einem
„guten“ Umgang mit Tieren? (35)

Von Chiara Kirschen

Von der Scheu,
ein Ding ins Bild zu stellen (39)

Alois Kölbl im Gespräch mit
dem Künstler Christoph Solstreif-Pirker

Poetry (42)

Nadia Rungger

„Wir können deutlich mehr,
als wir glauben“ (44)

Von Daniel Pachner

DER MENSCH UND SEINE FACETTEN

Die Welt ordnen
und menschlich bleiben (24)

Von Anita Riedl

Welt sprachlich erleben (26)

mit Beiträgen von
Paula Bello und Alfred Koblmüller

KHG-COMMUNITY



POLITIK ABSTRAKT UND KONKRET

„Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren ...“

Ein Satz, der uns vielleicht selbstverständlich erscheinen mag. Doch ein Blick in die Welt, in die politische Entwicklung selbst der letzten Wochen, lässt diese Selbstverständlichkeit schnell fraglich werden. Immer öfter hört man von politischen „Mindsets“, die nicht davor zurückschrecken, Menschen ihrer Würde zu berauben und sie rein als Mittel zu gebrauchen. Ob nun aus Machtfantasien, Profitgier oder religiösen Gründen heraus: Die Geschichte hindurch haben, wie es die eingangs zitierte Allgemeine Erklärung der Menschenrechte benennt, „die Nichtanerkennung und Verachtung der Menschenrechte zu Akten der Barbarei geführt“.

Abstraktes und Konkretes hängen hier eng zusammen. Sie tun es auch in den Themen, die wir mit dieser Ausgabe aufwerfen wollen. So spricht Franz Winter über das Verhältnis von Demokratie und Religion, dem er im Gegensatz zu Hartmut Rosa skeptischer gegenübersteht. In drei Interviews bringen wir Menschen näher, die sich ganz konkret für den Menschen eingesetzt haben und die zeigen, dass es auch „Mindsets“ gibt, die Würde und Freiheit in den Vordergrund stellen. Ein Fokus, den man auch bei der 30-Jahr-Feier der Bischof-Johann-Weber-Stiftung vernehmen konnte und deren Themen und Fragen hier ebenso Platz gefunden haben.

Religionen und Demokratie: eine komplizierte Beziehung

Religionen und Demokratie standen lange nicht in einem selbstverständlich einander fördernden Verhältnis, auch heute nicht immer. Doch sie können auch demokratiefördernd wirken.

Von Franz Winter

Das Verhältnis von Religionen und Demokratie wurde immer schon sehr unterschiedlich thematisiert. Neuerdings häufen sich Stimmen, die den positiven Beitrag religiöser Traditionen für gesunde demokratische Systeme in den Vordergrund stellen. Diese Position wird nicht nur von kirchlichen Stellen oder von theologischer Seite aus immer wieder lanciert – zu diesen Stimmen zählt etwa auch der bekannte deutsche Soziologe Hartmut Rosa, der den Begriff der Resonanz in die gesellschaftliche Debatte eingeführt hat. In einem 2022 als Buch veröffentlichten Vortrag mit dem Titel *Demokratie braucht Religion* vertritt er leidenschaftlich die These, dass Religionen bzw. diverse Aspekte der religiösen Traditionen eine Art Reservoir bieten würden, die dem Menschen helfen könnten, ein verlorengegangenes Equilibrium im Verhältnis zu sich selbst, zur Welt und zu den anderen Menschen wiederzuerlangen. Insbesondere etwa das Angebot der Rituale, wie es sich in sehr unterschiedlicher Art und Weise in den verschiedenen Traditionen herausgebildet hat, wäre eine wichtige potentielle Quelle für diese Neuorientierung. Damit würde sich ein Gegengewicht gegen aktuelle gesellschaftliche Trends entwickeln, die dem Menschen „Beschleunigung“ aufzwingen würden mit all den damit einhergehenden negativen Effekten. Andere Stimmen heben zudem den Beitrag von Religionen zu einer Pluralität in der Gesellschaft hervor, dazu kommt die bedeutende, gesellschaftlich hochverdienstvolle karitative Tätigkeit samt aktivem Eintreten für Randgruppen, wie sie in der Tat vielfach aus religiöser Motivation heraus betrieben wird.

Religionen werden in solchen Ansätzen quasi als Würze der Demokratie, als notwendige Ergänzung bzw. Korrektur der aktuellen, sich immer mehr säkular und „neoliberal“ oder „kapitalistisch“ entwickelnden westlichen Gesellschaften konzipiert. All dies entwickelt sich zu einer möglichen neuen Verortungsmöglichkeit von Religion, deren Bedeutung in der modernen Gesellschaft evident und zweifellos schwindet. Dieser Zugang hat zweifellos etwas für sich, weil die Religionen mit ihren Bezügen und

Verweisen auf eine Sinndimension jenseits dieser Wirklichkeit ein interessantes, alternatives und vieles relativierendes Angebot bieten und damit im Pool anderer möglicher Orientierungsoptionen auch ein gewisses Alleinstellungsmerkmal haben.

Schlaglichter auf eine konfliktreiche Geschichte

Allerdings muss kritisch die Frage nach dem grundsätzlichen Verhältnis bzw. der Verträglichkeit von Religion und Demokratie gestellt werden. Und hier scheint ein Blick in die Geschichte ernüchternd: Alle großen und bedeutsamen Religionstraditionen haben jahrtausendlang feudale, nichtdemokratische und streng hierarchisierte Gesellschaftssysteme nicht nur mitgetragen, sondern vielmehr aktiv legitimiert und gestützt. In der christlichen europäischen Tradition dominierte lange Zeit die Vorstellung von einer gottgewollten gestuften Wirklichkeit, die beispielsweise die gesellschaftliche Vorordnung aristokratischer Schichten legitimierte. All dies wurde selbstverständlich als Teil eines eindeutig christlich verstandenen Weltbildes wahrgenommen. Denselben Befund würde man auch für die Geschichte der vom Islam geprägten Länder erstellen können, in denen zudem Demokratie vielfach als westliches Exportprodukt und deshalb von vorneherein als suspekt erscheint. Ein anderes Beispiel wäre die in den Hindu-Religionen verankerte Vorstellung von einer über Wiedergeburtverkettenungen begründeten sozialen Ordnung, die die Einteilung in verschiedene gesellschaftliche Schichten und die Nachordnung der unteren „Kasten“ religiös legitimiert (und damit möglicherweise noch fester verankerte). Auch der in diesem Zusammenhang vielzitierte Buddhismus bewegte sich in diesem Schema, wenn auch diesen sozialen Schichtzugehörigkeiten die Heilsrelevanz abgesprochen wurde. Doch agierte etwa der Buddha selbstverständlich im Rahmen seiner sozialen Kategorie als *kshatriya* („Krieger“) und stellte das System nicht auf Basis einer grunddemokratischen Orientierung in Frage.



Christoph Solstreif-Pirker, Glaubensbild 2 (braun), 2024. © Christoph Solstreif-Pirker

Glaubensbilder

Als landschaftsähnliche Kompositionen hat Christoph Solstreif-Pirker seine „Glaubensbilder“ konzipiert. Sie laden ein zu einer inneren Suche und lassen sich „als bildnerische Auseinandersetzung mit dem Phänomen Glaube als einem elementaren und zugleich fragilen Vertrauen in die Barmherzigkeit Gottes“ verstehen – in gewisser Weise sind sie selbst so ambivalent, wie es Religion und Glaube immer wieder auch in anderen Kontexten sind.

Das, was wir heute als liberale demokratische Systeme erleben, musste sich historisch gesehen vielmehr gegen die institutionalisierten Religionen durchsetzen, und hier waren oftmals äußerst heftige Widerstände zu überwinden. In Europa gab es einen mühseligen und langwierigen Aushandlungsprozess etwa mit der katholischen Tradition und bis heute hat man so seine Not mit dem damit verbundenen Begriff der Freiheit.

Umso beeindruckender ist übrigens angesichts dieses grundsätzlichen Befundes das eher seltene Phänomen, wenn religiöse Hierarchieträger aktiv Demokratisierungsprozesse einleiten. Ein sehr instruktives Beispiel gibt hier der Dalai Lama ab, der 2011 die Demokratisierung der tibetischen Exilregierung einleitete und für sich selbst nur mehr eine religiöse Funktion festlegte.

Über den historischen Befund hinaus lehrt aber auch die Gegenwart, einer allzu deutlich positiven Verbindung zwischen Religion und Demokratie skeptisch gegenüberzustehen. Wenn man sich etwa die politischen Realverhältnisse im europäischen Kontext näher ansieht, dann scheinen eher restriktiv agierende, die einschlägigen demokratischen Entscheidungsprozesse zumindest problematisierende politische Parteien die Unterstützung der bestimmenden Religionstraditionen zu genießen. Die polnische PiS-Partei erfreut sich aktiver Unterstützung der katholischen Kirche, die „illiberale“ Demokratie Viktor Orbáns in Ungarn ebenso.

Hochproblematisch scheint die enge und in den Traditionen viel zu wenig problematisierte Anbindung der orthodoxen Kirchen Osteuropas an ethnische und

nationale Vorstellungen, die zum Teil autokratische Systeme stützen. Und Indien hat sich seit der Machtübernahme durch Narendra Modi 2013 ebenfalls sehr auf das „Hindu“-tum (*hindutvā*) als definierenden Faktor fokussiert, was nicht nur zu einem äußerst angespannten Verhältnis zum muslimischen Bevölkerungsteil führte, sondern sich auch negativ auf die Entwicklung der Demokratie ausgewirkt hat.

Von dieser Warte aus lässt sich also ein eher problematischer Zugang zu dieser These von einer prinzipiell positiven Verbindung von demokratischen Systemen und Religionen erkennen. Man könnte in diesem Punkt sogar noch weitergehen. Die Frage ist nämlich auch, inwiefern Religionen strukturell eine gewisse Affinität zu hierarchischen, nicht primär egalitären Systemen haben (und nicht nur dann, wenn sie gerade die Nähe zur Macht genießen). Religionen sind von ihrer Grundkonzeption her mit dem Tradieren und Bewahren einer spezifischen inhaltlichen Botschaft verbunden, die von einer dafür verantwortlichen, zumeist hierarchisch geordneten Organisation überliefert wird und an der es sich zu orientieren gilt. Damit ist von vorneherein ausgeschlossen, dass es so etwas wie eine fundamental demokratisch konzipierte „Abstimmungsreligion“ geben kann, wo auf institutionalisierter Basis über Inhalte beliebig und von jedem Mitglied abgestimmt werden kann. Man kann sich wohl keine christliche Tradition vorstellen, bei der über die Frage der Trinität abgestimmt wird oder über den strengen Fokus auf den Monotheismus im Islam oder im Judentum. Religiöse Traditionen haben also per se etwas mit dem Tradieren von Inhalten innerhalb hierarchischer Strukturen zu tun.

Religion kann auch demokratiefördernd sein

Das heißt allerdings nicht, dass Religionen an sich der Entwicklung der Demokratien automatisch entgegengestellt waren. Es gibt nämlich auch die Kehrseite dieses Wechselverhältnisses. Historisch gesehen waren religiöse Institutionen dann vor allem Treiber von Demokratisierungstendenzen, wenn es um das damit verbundene Moment der freien Religionsausübung ging. Das beste Beispiel gibt dafür die Geschichte der Vereinigten Staaten, in deren Genetik die Religionsfreiheit verankert ist. Das hat viel mit den Interessen der vielen sehr unterschiedlichen christlichen Gemeinschaften zu tun, die zum Teil ja explizit aus religiösen Gründen aufgrund diverser Verfolgungssituationen den europäischen Kontext verlassen haben.

Wahr ist zudem auch, dass Religionen immer wieder das Potenzial bewiesen, oftmals sehr erstarrte, auch religiös legitimierte Gesellschaftsstrukturen aufzubrechen, was durchaus mit dem Moment einer Befreiung zu tun hat.

Dabei lässt sich beobachten, dass insbesondere Religionen in der Begründungs- und Entstehungsphase oftmals gehörige soziale Sprengkraft in sich tragen. In der Frühgeschichte des Islam scheint die Attraktivität insbesondere auch für die sozial Benachteiligten ein wichtiges Argument für frühe Konvertiten gewesen zu sein. Die Überwindung des Clan- und Stammesdenkens war mit Blick auf den zentralen Begriff der *umma* als alle Standesunterschiede zumindest nominell überwindende übergeordnete Einheit ein zentrales Anliegen. Auch die südasiatische Religionsgeschichte birgt hier interessante Beispiele: Einer der Gründe für die Attraktivität des Buddhismus war zweifellos die Loslösung von der Verkoppelung von Erlösung und Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Schichten.

All dies hat selbstredend nichts mit der Entstehung moderner Demokratien zu tun, verbindet sich aber mit Momenten einer Befreiung, und das durchaus auch auf einer individuellen Ebene. Tatkräftig können deshalb religiöse Traditionen auch soziale Umwälzungen legitimieren, die sich gegen autokratische Regime wenden. Die islamische Revolution im Iran in den ausgehenden 1970er Jahren ist ein gutes Beispiel dafür. Bedeutende intellektuelle Vordenker, wie etwa der Soziologe Ali Shariati, beriefen sich auf die angesprochenen emanzipatorischen Dimensionen in der islamischen Tradition, in diesem speziellen Fall gegen das herrschende Shah-Regime gerichtet. Dass allerdings nach Abschluss des Revolutionsprozesses am Ende ein System entstehen würde, das wiederum alles (bei allen damit verbundenen demokratisch verstandenen Elementen wie etwa einem Parlament und einem gewählten Präsidenten) einer finalen Kontrolle einer religiös (und damit explizit nicht demokratisch) legitimierten Instanz in Person des „Führers“ unterwarf und sich dann zu einem hochproblematischen unterdrückerischen System entwickelte, steht auf einem anderen Blatt, folgt aber einer gewissen internen Logik der Religionstradition. Es ist nicht zuletzt ein gutes Beispiel für die Schwierigkeiten dieses Beziehungsgeflechtes Religion und Demokratie, über das es sich zweifellos nachzudenken lohnt. Man sollte aber keinesfalls so tun, als ob dieses Verhältnis ein natürliches wäre.



Franz Winter, seit 2019 Universitätsprofessor für Religionswissenschaft an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Graz und seit 2022 Vorstand des Instituts für Religionswissenschaft.

Foto: privat

„Demokratie braucht Anrufbarkeit“

Monika Schachner (Kleine Zeitung) im Gespräch mit dem Soziologen Hartmut Rosa



Hartmut Rosa war zu Gast in Graz. Gemeinsam mit Franz Winter sprach er bei der Veranstaltung „Demokratie braucht Religion?!“ über das Verhältnis der beiden, darüber, was Religion zu einer demokratischen Gesellschaft beitragen könnte, und über sein Buch *Demokratie braucht Religion* (2022). Moderiert wurde die Veranstaltung von Barbara Krenn (ORF). Foto: Neuhold

Der politische und gesellschaftliche Wandel der letzten Jahre hat dazu geführt, dass Demokratie immer mehr in Frage steht. Der Jenaer Soziologe Hartmut Rosa sieht in Religion eine Chance, diese wieder zu stärken. Monika Schachner (*Kleine Zeitung*) sprach mit dem Begründer der Resonanztheorie über die Krisen, mit denen eine moderne demokratische Gesellschaft kämpft und welche Chancen Religion hier bieten könnte.

Monika Schachner: Herr Professor Rosa, eines Ihrer bekanntesten Bücher heißt „Demokratie braucht Religion“. Sie haben es 2022 verfasst. Gilt dieser Appell noch?

Hartmut Rosa: Ich würde sogar noch ein oder mehrere Ausrufezeichen dazu setzen. Ich hatte damals schon den

Eindruck, dass Demokratie und Religion bei uns in Mitteleuropa, aber auch in Nordamerika in der Krise sind. Ich habe das als „Krise der Anrufbarkeit“ titulierte. Jetzt geht es der Demokratie noch schlechter, in Österreich, in Deutschland, in den USA. Und bei den religiösen Institutionen lassen sich ebenso Verluste beobachten.

Haben wir zu wenig auf Sie gehört?

(Lacht.) Das Buch ist vorwiegend eine Analyse, keine Handlungsanleitung. Wir können uns aus der Krise, in der wir als Zivilisation stecken, nicht so einfach befreien. Es gibt nicht zwei, drei Dinge, die wir tun müssen, und dann ist wieder alles in Ordnung. Je schneller alles wird,



Christoph Solstreif-Pirker, Glaubensbild 3 (grün), 2024. © Christoph Solstreif-Pirker

desto schwieriger wird es, das Ganze zu steuern. Wird es nicht schneller, nimmt die Verzweiflung zu. Das Aggressionspotential, das ich diagnostiziert habe, ist nicht außer Kraft getreten. Außerdem kam es zu einer Eintrübung des Zukunftshorizonts: Der Ukrainekrieg ist dazugekommen, in Deutschland wurde die Zeitenwende ausgerufen. Jetzt heißt es: Wir müssen uns für den Krieg rüsten.

... und die Jugend schaut pessimistischer denn je der Zukunft entgegen.

Ja, in Deutschland gibt es eine Reihe objektiver Befunde dafür. Doch das gilt nicht nur für Europa, sondern etwa auch für Südamerika. Nur in Afrika ist die Situation ein wenig anders. Eigentlich erwartet man von der Jugend Aufbruch und die Fähigkeit zu

transformieren. Laut Glücksforschung hat sie aber heute weder das Gefühl, Zukunft gestalten zu können, noch, das zu wollen. Das ist auch das Zentrum der Demokratiekrise: Wir kämpfen überall gegen Dämonen – oder auf das politische Spektrum hin gesprochen: die Grünen gegen die Klimakrise, die Liberalen gegen die Wirtschaftskrise, die Rechten gegen die Migrationskrise. Der Vorwurf, dass Jugendliche nichts anpacken wollen, dem will ich die Ernsthaftigkeit gegenüberstellen, mit der sie Bildungsabschlüsse machen.

Lassen Sie uns nochmals auf den Auslöser, die Beschleunigung, zurückkommen. Was macht sie mit uns?

Die Bewegung ist rasanter geworden, die Vorwärtsbewegung hat aber abgenommen.

Um überleben zu können, muss man immer schneller rennen, wobei eine Ziellinie nicht zu sehen ist. Religion kann da ein Praxisgebäude sein, das da ein wenig raushilft.

Inwiefern?

Demokratie funktioniert nur in einem Modus, in dem wir das, was andere sagen, auch hören wollen. Demokratie ist ja das Versprechen, dass jeder eine Stimme haben soll. Aber auch Ohren. Demokratie lebt davon, dass man den anderen hören, sich von ihm berühren lassen will. Das ist der Kern eines guten Dialogs, der bei beiden Transformation bewirkt. Es geht dabei nicht um das Durchsetzen von Interessen oder Finden von Kompromissen. Resonanz heißt aber sehr wohl Widerstand und Reibung, nicht nur Zustimmung

und Wohlfühlen. Das macht das eigene Denken offener. Bestenfalls sagen beide: Ja, da hast du einen Punkt.

Sie verweisen in Ihrem Buch auf das hörende Herz, das König Salomo im Alten Testament zugeschrieben wird.

Das ist eine Technik der politischen Gestaltung. Was die Wählerinnen und Wähler derzeit an die Ränder treibt, ist ein Gefühl der Ohnmacht, nicht gehört, nicht gesehen zu werden. Wir sehen einen politischen Betrieb, der immer aufgeregter wird, Parlamentsdebatten, in denen es rein ums Fertigmachen, ums Bloßstellen geht. Und das setzt sich auf der Straße fort: Die einen laufen mit Plakaten herum: „Abschieben, abschieben, abschieben!“ Und die anderen schreien: „Nazis raus, Nazis raus, Nazis raus!“ Der Medienbetrieb ist ebenso auf Quoten ausgerichtet, die man erreicht, indem man Empörung generiert. Wir haben eine aggressive politische Kultur erzeugt, die von aggressiven Nicht-Tuern bestimmt wird.

Sind wir zu spät auf die Bremse gestiegen, was haben wir verpasst?

Hier würde ich nicht das Wort „verpasst“ nehmen. Wir haben es mit einer Gesellschaftsordnung zu tun, die nicht nur auf Beschleunigung und Wachstum, sondern ebenso auf disruptiven Wandel angelegt ist: Was vor einem Jahr noch gegolten hat, wird außer Kraft gesetzt. Das heißt, die Gesellschaft kann sich nur noch durch Steigerung erhalten. Und dieser Zwang bewirkt, dass die Menschen das Gefühl haben, kurz vor einem Burnout zu sein und nicht mehr schneller laufen zu können. Aber sie wissen, nächstes Jahr müssen sie schneller laufen und übernächstes noch schneller. Wir haben so etwas wie eine doppelte Energiekrise: Wir müssen doppelt so viel aufbringen, um das Level halten zu können. Das führt zu Erschöpfung. Das Allmachtsversprechen, wir Bürger – und nicht der König – können die Zukunft gestalten, steht der Ohnmachtserfahrung gegenüber: Wir kriegen

nichts geregelt. Das bewirkt, dass wir ein Aggressionsverhältnis zur Welt, zur Natur, den anderen Menschen gegenüber haben.

Was bewirkt das?

Als Beispiel: Es hat immer Krieg gegeben, denken Sie an Jugoslawien, Irak, Syrien. Der Unterschied ist, dass wir nicht mehr glauben, dass wir eine friedliche Ordnung schaffen können. Der Mensch ist sogar mit sich selber im Krieg: Der Körper ist nie gut genug, die Psyche ist nicht gut genug, wir versuchen uns mit Kosmetika, Psychopharmaka oder einem sportlichen Regime permanent zu steigern.

Welche Funktion kann Religion hier übernehmen?

Ich will Religion nicht funktionalisieren, für mich steht sie für das Genuin-Anders-Sein in der Welt. Kirchen, aber auch Tempel sind Räume, in denen es keine Aggressionspunkte gibt. Sie setzen mich in ein anderes Verhältnis zur Welt. Dadurch entsteht eine Anrufbarkeit, die auch für die Demokratie wichtig ist. Das heißt auch, dass Kirche nicht als Autorität auftritt, die uns sagt, was wir tun sollen. Warum soll die Kirche das wissen? Religiöse Autoritäten, die wissen, was Gott will, sind das Gegenteil von Resonanzräumen. Was die Kirche tun kann, ist, den Resonanzraum offenzuhalten. Die Kirche hat, gleich wie andere religiöse Institutionen, einen reichen Traditionsschatz hinsichtlich Gelingen von Leben.

Das heißt, wir setzen uns heute zu selten in eine Kirche?

Ich würde das so formulieren: Es geht darum zu erkennen, dass es da draußen einen Wert gibt, ohne dass es für mich direkt einen Wert haben muss. Als Beispiele kann ich jene jungen Leute nennen, die aufs Fliegen verzichten, weil sie die Eisbären am Nordpol erhalten wollen. Ich nenne das Transzendenzenerfahrung. Die zweite ist die vorher schon beschriebene Transformationserfahrung: dass ich mich

in diesem Wechselspiel berühren und verändern lassen will. Für den kanadischen Philosophen Charles Taylor ist das Religion: Transzendenz und Transformation.

Leben wir zu sehr in unseren Blasen?

Früher gab es etwa den gemeinsamen Schulweg, wir trafen auf Schüler, die einen anderen Hintergrund hatten. Heute haben sich die Schulen ausdifferenziert: Es gibt jene für die besseren Schichten und die anderen. Heute fährt man mit dem SUV der Eltern zur Schule. Auch Fernsehen oder Zeitungen waren früher ein geteilter Raum. Die „Zeit im Bild“ haben früher in Österreich alle geschaut, auch wenn sie unterschiedlicher Meinung waren. Heute konsumieren die Leute unterschiedliche Medien, gehen in unterschiedliche Schulen, unterschiedliche Kaufhäuser und Kneipen, schauen unterschiedliche Formate, hören unterschiedliche Lieder. Das geht so weit, dass jemand auf TikTok ein Superstar sein kann, und Sie kennen ihn gar nicht. Dass es nur Filter-Bubbles gibt, wir also nur unser eigenes Umfeld wahrnehmen, das stimmt jedoch nicht. Aber man diskutiert nicht mit den anderen, sondern nur mit seinesgleichen. Um so die Bestätigung zu finden, dass man recht hat und die anderen Idioten sind. In der Echokammer wird das immer schlimmer, bis ich am Ende sage: „Dieses Schwein muss weg!“ Das Problem sind also nicht die Filterblasen, sondern die Echokammern.

Wie zeigt sich diese „Krise der Anrufbarkeit“, wie Sie es nennen?

Ich sehe mehrere Phänomene: den massiven Anstieg an Burnout und Depressionserkrankungen, ein massives Aggressionsverhältnis und eine abnehmende religiöse Gebundenheit. Religion kann hier etwa anbieten: Dankbarkeit, Demut, nicht vor einer Institution, sondern als universales Prinzip und die Erfahrung von Heiligem. Das Fehlen dieser menschlichen Grunderfahrungen führt, so scheint es mir, zu einer Verflachung des Welthorizonts.

L'enigma dell'Elefante

Edgar Honetschläger

The heaviest creature on land gets the lightness of a cloud.

With one breath one can blow it away.

Paper.

A Mobile.

The door to the church opens and a gush of wind makes it shiver.

Parents hold their kids up. They blow at it – it shivers.

Any strain of wind will make it shake.

Elegantly.

The white Elephant – symbol of a persona non grata.

An immigrant.

A dissident.

Outcasts.

Fragile.

Fragility.

Light shines from within. It illuminates the room.

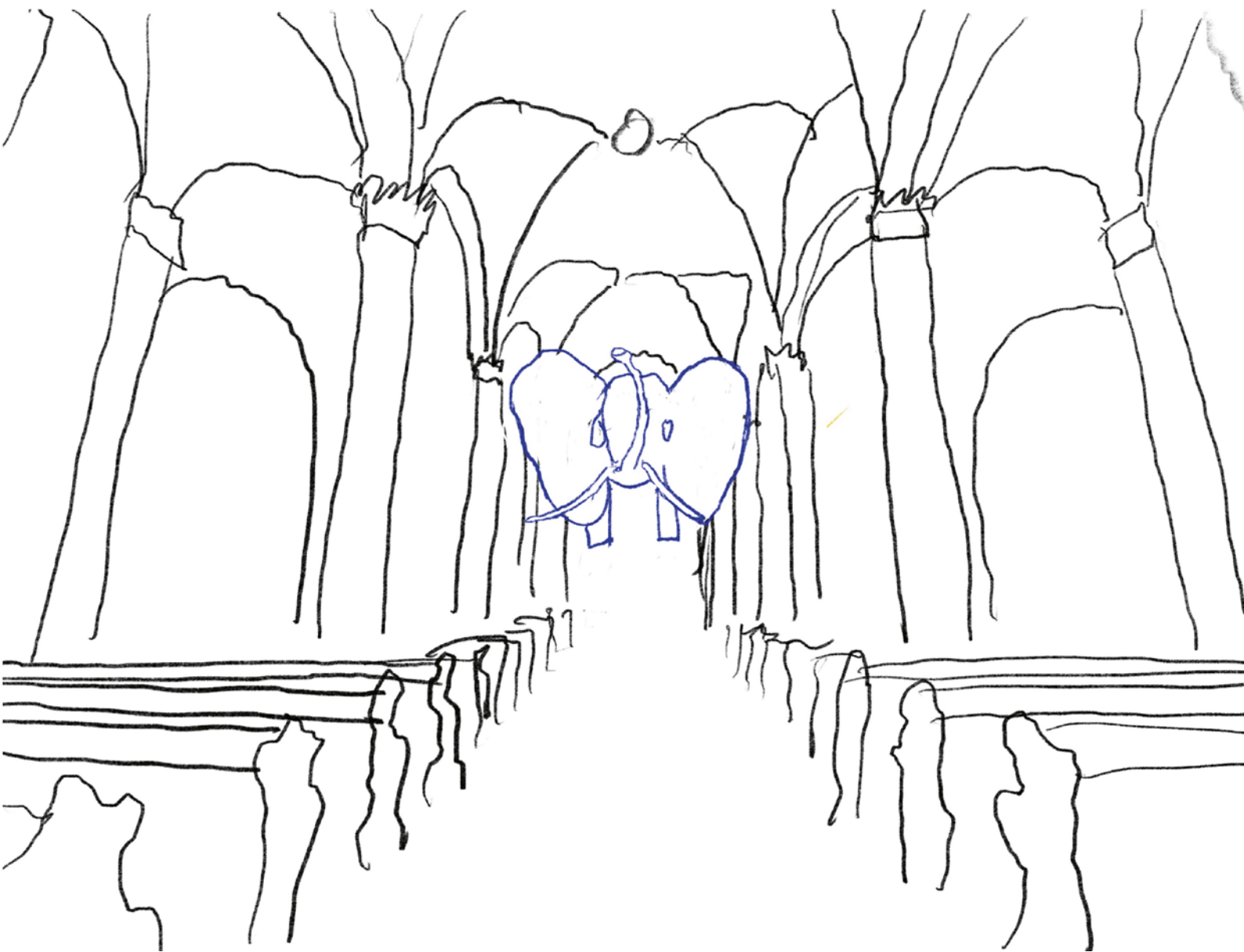
It becomes a symbol of a society where the weakest nurture the souls of the community.

un LAMPADARIO

all'interno dell'elefante una sola LAMPADINA

Edgar Honetschläger

ist ein österreichischer bildender Künstler, Drehbuchautor, Filmregisseur und Umweltaktivist.



Entwurfsskizze der Fastenzeit-Installation in St. Andrä. © Honetschläger
Eröffnung beim Kunst-Aschermittwoch am 5. März um 19:00, St. Andräplatz 1.



Foto: KHG

Sich für eine bessere Welt einsetzen.

IN DEN FOLGENDEN DREI INTERVIEWS

haben wir mit Menschen gesprochen, die in ihrem Einsatz für andere und für eine bessere Welt gezeigt haben, dass es trotz Ohnmachtsgefühlen auch anders sein kann. Fatalismus, auch im Angesicht enormer Herausforderungen, war für sie nicht die einzige Option. Das erzeugt auch Resonanz – und das heißt, nicht nur Zustimmung, sondern auch Ablehnung. Immer wieder waren sie mit mitunter lebensbedrohlichen Situationen und Gefahren konfrontiert, von Inhaftierung bis zu Verfolgung. Umso mehr gehören ihre Geschichten erzählt und den Erfahrungen Raum gegeben, die diese inspirierenden Menschen gemacht haben.

Versöhnung beginnt mit Mitgefühl

Alois Kölbl im Gespräch mit Erzbischof Antoine Kambanda

Erzbischof Antoine Kambanda ist 1958 in Ruanda geboren, aber mit seiner Familie, die im Bürgerkrieg nach Kenia geflüchtet war, dort aufgewachsen. Für das Studium kehrte er wieder in seine Heimat zurück. Den Völkermord in Ruanda, bei dem 1994 innerhalb weniger Monate fast eine Million Menschen grausam ermordet wurde, überlebte er, weil er in dieser Zeit zum Studium in Rom war. Seine Eltern und fünf seiner sechs Geschwister fielen dem Genozid zum Opfer. 2018 wurde er Erzbischof von Kigali, der Hauptstadt Ruandas, 2020 wurde er zum ersten Kardinal Ruandas ernannt.

Alois Kölbl: Vor genau dreißig Jahren hat sich in Ruanda ein Genozid von unvorstellbarer Grausamkeit ereignet. Welche Erinnerungen haben Sie persönlich an diese Zeit? Wie erklären Sie sich, dass so viel an Grausamkeit zwischen Menschen, die einander kannten, Nachbar:innen und Dorfbewohner:innen möglich war?

Kardinal Kambanda: Das war eine unglaublich schockierende Erfahrung. Zunächst klingt es aus heutiger Sicht einfach nur verrückt und unglaublich, dass Menschen aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit ermordet wurden. Am Anfang stand politische Manipulation. Denn es entsprach ja gar nicht der Wahrheit, dass es sich um verschiedene ethnische Gruppen handelte. In Ruanda gab und gibt es nur eine ethnische Gruppe. Denn eine ethnische Gruppe hat eine eigene Sprache, eine eigene Kultur, eine eigene Geschichte oder ein eigenes Territorium. Aber Hutu und Tutsi unterscheiden sich nicht hinsichtlich ihrer Sprache oder ihrer Kultur, auch das Land haben sie immer gemeinsam bewohnt. Der Unterschied wurde von den Kolonisatoren gemacht. Die Hutu waren großteils Ackerbauern und die Tutsi hauptsächlich Viehzüchter. 1933, als die Belgier das Land von den Deutschen übernahmen und Ruanda und Burundi dem Kongo hinzufügten, entschieden sie einfach, dass Personen, die weniger als zehn Kühe besitzen, Hutu und Personen mit mehr als zehn Kühen Tutsi sind. So wurden sogar Familien geteilt und Brüder verschiedenen Stämmen

zugeordnet. Und natürlich gab es auch gemischte Ehen. Die ethnische Zugehörigkeit hing in der Folge allein vom Vater ab, eine Mutter konnte auch Kinder mit verschiedener ethnischer Zugehörigkeit haben. Da gab es auch sehr tragische Fälle, die lang andauernde Traumata hervorriefen. Denn im Genozid haben sich nicht nur Nachbarn, sondern auch Verwandte, ja sogar Brüder getötet. Auch in der Kirche gab es Täter und Opfer. Es gab Gläubige, die aufgrund ihrer Glaubensüberzeugungen Menschen das Leben retteten, und nicht wenige, die sterben mussten, weil sie versucht haben, anderen zu helfen.

Sie und Ihre Familie waren auch direkt vom Genozid betroffen. Sie haben viele nahe Verwandte verloren. Wie gehen Sie persönlich damit um? Wie waren Ihre Gefühle gegenüber den Mördern?

Es war ein wahnsinnig großer Schmerz, fast die gesamten Familienangehörigen zu verlieren. Aber meine Geschichte war nicht die einzige und auch nicht die schlimmste. Da gab es unvorstellbar schlimme Ereignisse. Zum Beispiel Kinder, deren Eltern ermordet wurden, als sie noch Babys waren, und denen man nicht einmal sagen konnte, wer ihr Vater oder ihre Mutter war, weil man nicht wusste, zu welcher Familie sie gehörten. Wenn man für sich selber wahrnimmt, dass die eigene Geschichte nicht die schlimmste ist und es andere gibt, die viel mehr Betreuung brauchen, dann erleichtert das auch letztlich die eigene Tragödie. Das

heilt und hilft auch irgendwie. Das ist irgendwie so wie Anästhesie bei einer sehr schmerzhaften Operation.

Wir haben auch unglaubliche Versöhnungsgeschichten gehört. Was tut die Kirche, um Versöhnung zu ermöglichen?

So wie die Tragödie des Genozids nicht verstehbar ist, so ist auch die Gnade der Versöhnung nicht mit rationaler Vernunft verstehbar. Das kann man nur unter dem Blickwinkel der Gnade Gottes betrachten. Der hl. Paulus schreibt im Brief an die Römer: „Wo die Sünde mächtig wurde, da ist die Gnade übergroß geworden.“ Das ist unsere optimistische Lebensperspektive im Glauben, dass das Böse nicht größer ist als die Gnade und der Hass nicht stärker als die Liebe! Natürlich braucht es das menschliche Bemühen, aber letztlich geht es um die Gnade Gottes. Es spielt auch eine große Rolle, dass sich die Menschen hier in Ruanda vor der Trennung in Hutu und Tutsi durch die Kolonisatoren als ein Volk verstanden. Gleich nach dem Genozid ging es zunächst nur darum, den Toten ein würdiges Begräbnis und den Angehörigen die Möglichkeit zur Verabschiedung zu geben. Damit geschah auch schon ein erster Schritt der Versöhnung. Und dann ging es natürlich auch darum, den Menschen – vor allem den vielen Witwen – materielle Unterstützung für Unterkunft und medizinische Versorgung zukommen zu lassen. Die Caritas hat da sehr viel getan. Das Wichtigste war dabei die Hilfe zur Selbsthilfe. Die



Antoine Kambanda, der Erzbischof von Kigali. Der gebürtige Ruandese ist Mitglied mehrerer Kongregationen, u. a. der Kongregation für die Evangelisierung der Völker. Foto: KHG

Menschen mussten ja selbst zurechtkommen und ein neues Leben mit möglichst sicheren Lebensbedingungen aufbauen. Es entstanden Projekte, in denen Familien von Opfern gemeinsam mit Familien von Tätern begleitet von der Caritas neue Häuser bauten. Das war ein sehr wichtiger Schritt der Versöhnung. Es gab auch viel an Nachbarschaftshilfe. So wurde viel an gegenseitigem Vertrauen aufgebaut und auch Versöhnung ermöglicht. Darüber hinaus gab es Projekte von Storytelling, wo Menschen ihre Leidensgeschichte erzählen konnten und die anderen zuhörten. Durch die Erfahrung von Mitleid und Anteilnahme wurde auch die Tür für Vergebung und Versöhnung geöffnet. Es gibt einen Grundsatz in Ruanda, dass Versöhnung damit beginnt, dass man mit dem anderen mitfühlen lernt. Nur durch geduldiges Zuhören und Demut kann man diesen Weg gehen, und letztlich geht es um den Blick auf Jesus Christus am Kreuz, der Vergebung schenken kann.

In der ruandischen Hauptstadt Kigali gibt es Pläne, die neue Kathedrale über einem früheren Gefängnis zu bauen, in

dem nach dem Genozid viele Menschen ihre Strafe verbüßten. Wie ist dieser Plan entstanden?

Unsere Diözese ist sehr jung, sie besteht erst seit 1976 und hat eigentlich keine richtige Kathedrale. Zuvor gehörte das Gebiet zur Diözese Kabgayi. Als Kigali die Hauptstadt Ruandas wurde, gründete man hier in der Folge eine Erzdiözese und machte eine Pfarrkirche im Stadtzentrum zur Bischofskirche. Als ich Erzbischof wurde, nahm ich mir vor, eine Kathedrale zu bauen, da sich das Land nun erfreulicherweise in einer stabilen Situation befindet. In den Stadtentwicklungsplänen der rasch wachsenden Stadt war allerdings kein Platz für eine Kathedrale vorgesehen. So fragten wir bei der Regierung diesbezüglich nach. Schließlich kamen wir auf dieses Areal des ehemaligen Gefängnisses, das aus der Kolonialzeit stammt. Dieses Gefängnis – Nyarugenge-Gefängnis genannt – wurde 1930 von den belgischen Kolonialherren erbaut und war bis 2018 in Betrieb. Für mich ist es sehr stimmig, dass über der ehemaligen Strafvollzugsanstalt mit der

Kirche ein Gebäude des Heils, der Rettung und Versöhnung erbaut werden soll. Es ist fast so wie das biblische Golgotha vom Platz der Verdammnis zum Platz des Heils geworden. Im Blick auf diese Symbolik sehe ich auch den Kirchenbau, unter dem die Mauern des früheren Gefängnisses sichtbar bleiben sollen.

Als Kardinal sind Sie auch Mitglied der Bildungskongregation des Vatikans. Sehen Sie diesbezüglich einen spezifischen Beitrag Afrikas zur Weltkirche?

2019 hat Papst Franziskus einen „Global Compact on Education“ angeregt und in den letzten Jahren haben wir als erste kontinentale Umsetzung dieser Initiative des Papstes einen afrikanischen Bildungspakt erarbeitet. Papst Franziskus hat besonders dazu aufgefordert, auf die Stimmen und Ideen der Jugend zu hören. Willkommenskultur und Solidarität sind Werte, denen wir uns in Afrika besonders verpflichtet fühlen. Das ist auch in diesen Pakt eingeflossen. Letztes Jahr im Juni haben wir ihn in Rom präsentiert und Papst Franziskus hat uns damals gesagt, dass er von einem afrikanischen Sprichwort zu diesem globalen Pakt inspiriert worden ist: „Um ein Kind zu erziehen, braucht es ein ganzes Dorf.“ Dieses bekannte Sprichwort, das davon ausgeht, dass der elterliche Einfluss nicht ausreicht, damit sich ein Kind zu einem zufriedenen und sozial kompetenten Wesen entwickelt, war auch ein Leitgedanke unseres afrikanischen Bildungspaktes. In Ruanda haben wir in diesem Bildungspakt noch einmal einen besonderen Akzent auf die gegenseitige Akzeptanz trotz aller Unterschiede gesetzt. Da fließt auch die schmerzvolle Geschichte unseres Landes ein. Ich denke, das sind Erfahrungen, die auch für andere wichtig sind. Franziskus wies uns damals auch noch auf ein anderes Sprichwort hin: „Wenn du tiefe Wurzeln hast, brauchst du den Wind nicht zu fürchten.“ Er ermutigte uns, den christlichen Glauben und die traditionelle Kultur dialogisch zu verbinden. Das ist auch eines der Hauptziele unseres afrikanischen Bildungspaktes.

Nie die Hoffnung verlieren

Daniel Pachner und Alois Kölbl im Gespräch mit der Trägerin des Alternativen Nobelpreises **Phyllis Omido**



Foto: Pachner

Seit 15 Jahren engagiert sich die kenianische Umweltaktivistin Phyllis Omido für eine klimagerechtere Welt. Die mehrfache Preisträgerin konnte seit Beginn ihres Engagements wesentlich zur Schließung von 17 hochtoxischen Schmelzfabriken für Bleibatterien beitragen und war maßgeblich an einer 2017 verabschiedeten UN-Resolution zum Recycling von bleibasierten Batterien in Afrika beteiligt. Im Rahmen des Dramatikerinnenfestivals und der Future Repair Conference 2024 war die für ihr Engagement mit dem Alternativen Nobelpreis und anderen internationalen Preisen ausgezeichnete Aktivistin zu Besuch im Quartier Leech und sprach mit Daniel Pachner und Alois Kölbl über ihr gesellschaftspolitisches Engagement, über Profitgier als Wurzel vieler Umweltverbrechen, was sich ändern muss und welche Rolle der Glaube dabei spielt.

Alois Kölbl: Sie sind nun schon viele Jahre im Klimaschutz aktiv und wurden für Ihr Engagement vielfach ausgezeichnet. Wie sahen denn die Anfänge aus und wie wurden Sie zur Umweltaktivistin?

Phyllis Omido: Gegen diesen Titel habe ich mich lange Zeit gewehrt. Der Grund für mein Engagement ist eigentlich ein ganz persönlicher. Mein Sohn erlitt 2009 als Kleinkind eine Bleivergiftung,

die direkt mit meiner Arbeit in einer Schmelzfabrik für Bleibatterien im kenianischen Dorf Owino Uhuru zusammenhing. Wie gefährlich es war, dort zu arbeiten, stellte sich erst mit der Zeit

heraus und wurde uns verschwiegen. Zu Beginn wollte ich das eigentlich nur aufzeigen und ließ gemeinsam mit anderen Müttern Bluttests durchführen, bei denen alle betroffenen Kinder positiv auf eine Bleivergiftung getestet wurden. In meiner damaligen Naivität wandte ich mich an staatliche Behörden und legte ihnen die Resultate vor. Ich dachte, dass man uns helfen würde, doch das Gegenteil war der Fall: Man verweigerte Gespräche mit mir, wehrte mich ab. Ich ließ mich davon nicht abhalten, sondern mobilisierte immer mehr Menschen. Am Ende wurde ich verhaftet. Zuerst hatte ich natürlich fürchterliche Angst. Als ich am nächsten Tag im Gerichtssaal stand, wusste ich, dass ich tatsächlich eine Umweltaktivistin geworden bin – und hatte auch keine Angst mehr.

Ich habe mich dafür also nicht bewusst entschieden, wie viele andere Aktivist:innen in ganz Afrika. Die Gier dortiger Politiker zwingt uns beinahe dazu, auch die Versprechungen ausländischer Firmen, die Verbesserungen garantieren und dann Tod, Elend und Krankheit bringen.

Daniel Pachner: Von Beginn an war Ihr Einsatz für Umweltschutz auch ein rechtlicher Kampf, aktuell etwa mit einem Antrag auf finanzielle Wiedergutmachung vor dem Höchstgericht in Kenia. Warum braucht es den Rechtsweg? Sollte ein Sehen des verursachten Leids nicht genügen?

Wenn es nur noch darum geht, am Ende des Jahres Profit gemacht zu haben, ist es sehr schwierig, sich gegen solche Unternehmen und diese Geisteshaltung zu behaupten. Viele staatliche Systeme, auf die Menschen zur Wahrung ihrer Rechte angewiesen sind, sind von Lobbys vereinnahmt. Als wir uns um eine UN-Resolution zum Recycling von Bleibatterien in Afrika bemühten, ging es uns darum, dass Unternehmen die Verantwortung für von ihnen verursachte Schäden übernehmen. Genau diese Passage wurde auf Druck verschiedener Lobby-Gruppen aber herausgestrichen.

Das, was in Owino Uhuru in Kenia geschah, hat System: Es wird vorgegeben, dass geholfen wird, in Wirklichkeit aber werden Mensch und Umwelt ausgebeutet. Deswegen treten wir auch für einen internationalen Gerichtshof für Umweltverbrechen ein, um Unternehmen zur Rechenschaft zu verpflichten und Umweltverbrechen als solche zu verfolgen. Man darf nicht vergessen, dass über 300 Säuglinge gestorben sind, auch viele Kinder, teils unter großen Schmerzen, Frauen Fehlgeburten erlitten haben oder überhaupt nicht mehr zeugungsfähig sind – wegen dieser Schmelzanlage, die trotz der ersten von mir aufgezeigten Fälle bis 2014 in Betrieb war.

Welche Rolle spielt die innere Haltung oder Einstellung in der Klimafrage? Und was sagen Sie jungen Menschen, die nicht mehr an eine lebenswerte Zukunft glauben können?

So gut wie alles hängt davon ab! Ein wichtiger erster Schritt ist, dass man den Klimawandel anerkennt. Viele haben jedoch auch das Gefühl, dass sie sowieso nichts bewirken können. Wie soll sich etwa ein einfacher Fischer gegen den Bau eines Atomreaktors in einem Naturschutzgebiet in Kenia wehren? Vor kurzem konnten wir aber gerade so ein Bauprojekt gemeinsam mit den dort lebenden Menschen verhindern. Wenn man Menschen innerlich stärkt und ihnen rechtliche Möglichkeiten verschafft, fangen sie an, wieder Mut zu fassen. Eine Änderung der inneren Haltung beginnt aber schon im Kleinen: wenn ich etwa anfange, Schuhe zu flicken, anstatt einfach neue zu kaufen. Auch kleine Schritte sind Schritte! Wir dürfen nicht die Hoffnung verlieren, was geschehen kann, wenn man immer nur das große Ganze vor Augen hat.

Sie gehören zur Organisation „Center for Justice, Governance and Environmental Action“. Wie arbeitet diese und wie werden Menschen von Ihnen unterstützt?

Wir empfangen aus ganz Kenia immer wieder Hilferufe von Gemeinden. Kenia

ist ein großes Land mit ca. 48 Millionen Einwohner:innen – wir können also nicht überall zugleich sein. Darum unterstützen wir Menschen vor Ort dabei, auch ohne uns für ihre Umweltrechte einzutreten. Viele Menschen in Afrika müssen unter Umweltverschmutzung leiden und sind oft nicht in der Lage, sich zu wehren. In solchen Situationen versuchen wir, mit unserem bestehenden Netzwerk und Wissen zu helfen.

Alois Kölbl: Von Beginn an wurden Sie von einem ortsansässigen Priester unterstützt. Welche Rolle spielen Ihrer Meinung nach religiöse Gemeinschaften für Klima- und Umweltschutz?

Eine enorm große. Gerade Personen wie mein damaliger geistlicher Begleiter sind wichtig. Er hat mir in meinen schwersten und dunkelsten Zeiten, vor allem in der Zeit, als ich wegen meiner Aktivitäten im Gefängnis eingesperrt war, sehr geholfen und ich verdanke es ihm, nicht die Hoffnung verloren zu haben. Wir haben oft gemeinsam gebetet und er hat mich immer wieder an biblische Figuren erinnert, die mit wenigen Mitteln Großes bewirkt haben. Er hat mich nicht nur in dem Glauben bestärkt, dass Gott bei mir ist, sondern auch in meinem Glauben an mich selbst.

Damals habe ich gelernt, wie wichtig Glaube und Hoffnung sind. Wenn wir heute Menschen ermächtigen wollen, dann frage ich immer, wo der Glaube dieser Menschen liegt, woraus sie Hoffnung und Kraft schöpfen. Denn ich weiß: Hätte ich den Glauben damals in der Gefängniszelle verloren, dann hätte ich niemals diese Kämpfe überstehen können.

Der Wunsch nach Frieden und Freiheit

Daniel Pachner und Alois Kölbl im Gespräch mit Palina Kozarava von der NGO *Human Rights Center Viasna*



Palina Kozarava als Gastrednerin bei der 30-Jahr-Feier der Bischof-Johann-Weber-Stiftung. Foto: Neuhold

Die NGO International Accountability Platform for Belarus (IAPB) erhielt im vergangenen Jahr den Menschenrechtspreis der Universität Graz. Der Zusammenschluss verschiedener Menschenrechtsgruppen wurde für sein Eintreten für restlose Aufklärung und Dokumentation der schwerwiegenden Menschenrechtsverletzungen unter dem Regime von Alexander Lukaschenko gewürdigt – und in Belarus selbst Verfolgung, Inhaftierung und mehr ausgesetzt. Palina Kozarava nahm den Preis als Vertreterin der NGO *Human Rights Center Viasna* entgegen. Sie erzählte uns über ihre Erfahrungen und was sie zu ihrem Einsatz für Menschenrechte bewegt hat.

Daniel Pachner: Vielen Dank für diese Gelegenheit, mit Ihnen zu sprechen! Ich würde gerne direkt in medias res gehen und Sie fragen: Wie ist die Situation in Belarus im Moment?

Palina Kozarava: Die Lage ist schlecht. In Bezug auf die Unterdrückung wird es jeden Monat schlimmer. Das Problem ist, dass die Regierung unter Lukaschenko ihr Bestes tut, um Informationen zurückzuhalten – sowohl für unsere NGO als auch

für die Menschen in Belarus. Wir haben zum Beispiel keine vollständigen Informationen darüber, wer gerade im Gefängnis sitzt, wir haben keine Informationen von Zeug:innen, wir wissen nicht wirklich, was vor einem halben Jahr oder vor drei Monaten war. Wir sind nicht in der Lage, mit Menschen in Kontakt zu treten, insbesondere nicht mit inhaftierten Personen. Die belarussische Regierung arbeitet derzeit sehr hart daran, alle Möglichkeiten der Informationsbeschaffung

zu unterbinden. Die Menschen haben auch Angst vor Verfolgung durch die Regierung oder die Behörden. Sie haben Angst davor, normale Dinge zu tun, wie sich auszudrücken oder ihre Meinung zu äußern. Dazu gehört auch das Sprechen ihrer belarussischen Muttersprache, weil sie dafür verfolgt und unterdrückt werden. Alles in allem wird die Situation also von Tag zu Tag schlimmer – insbesondere jetzt, da Lukaschenko wieder die Wahlen 2025 „gewonnen“ hat.

Die NGO *Human Rights Center Viasna*, der Sie angehören, hat es sich zum Ziel gesetzt, Informationen zu sammeln und zu verbreiten. Können Sie mir mehr über diese NGO erzählen?

Sie wurde 1996 gegründet. Sie besteht aus Abteilungen, in denen Menschen in verschiedenen Funktionen zusammenarbeiten, zum Beispiel als Anwält:innen oder Journalist:innen. Im Jahr 2020 begannen wir damit, die Verbrechen zu dokumentieren, die von der Regierung und den Behörden angesichts der Präsidentschaftswahlen und der darauffolgenden Proteste begangen wurden. Damals war ich Freiwillige und Studentin. Ich wusste nicht wirklich, was ich tun konnte, aber ich wusste, dass ich helfen wollte. Mein Projektleiter hat mich dann eingeladen, bei der Dokumentation zu helfen. Im Moment sind drei der wichtigsten Mitglieder des *Human Rights Center Viasna* im Gefängnis, auch einige, die uns freiwillig geholfen haben. Als die Regierung feststellte, dass ich als Freiwillige geholfen hatte, musste ich Belarus verlassen.

Was war Ihre Hauptmotivation zu helfen?

Ich war 20 Jahre alt, als ich beschloss, als Freiwillige für diese NGO zu arbeiten. Im Nachhinein halte ich mich für sehr naiv, weil ich in einem Schwarz-Weiß-Schema dachte. Mir war klar, dass all die Verbrechen – die Verhaftungen, die Gewalt und Tötungen – einfach falsch waren. Belarus ist meine Heimat und es war das Richtige, das „Weiße“, etwas Gutes zu tun und sich gegen das Unrecht und die Ungerechtigkeit zu wehren. Ich dachte, ich hätte genug Zeit und Kraft, um zu helfen. Ich lebe jedoch weiterhin nach dem Prinzip: Wenn ich helfen kann, werde ich es tun.

Ich möchte hinzufügen, dass ich mein ganzes Leben unter der Präsidentschaft von Lukaschenko gelebt habe. Als ich also nach Europa kam, war es für mich sehr interessant zu sehen und zu erfahren, was Demokratie wirklich bedeuten kann.

Alois Kölbl: Ich war 2013 in Minsk und habe damals die Rote Kirche besucht. Ich war sehr überrascht, wie viele Menschen in dieser Gemeinde waren und am Gottesdienst teilgenommen haben. Was denken Sie über die Rolle der römisch-katholischen und der orthodoxen Kirche in Belarus? Gibt es eine Art Opposition oder spielen diese Kirchen eine gewisse Rolle in der Entwicklung der Gesellschaft?

Ich habe den Eindruck, dass es einen großen Unterschied zwischen der orthodoxen und der römisch-katholischen Kirche in Belarus gibt. Katholiken sind in der Regel liberaler und demokratischer orientiert. Ich hatte auch den Eindruck, dass sie mehr Interesse an anderen zeigen und versuchen, verständnisvoller zu sein. Auch katholische Priester wurden inhaftiert, sogar dem Bischof wurde die Einreise ins Land verweigert. Natürlich sind diese Priester keine Kriminellen im herkömmlichen Sinne, aber viele wurden zu Staatsfeinden erklärt. Die katholische Kirche als Ganzes gilt als eher westlich orientiert. Es mag stimmen, dass die orthodoxe Kirche viel direkter mit dem Staat verbunden ist, aber das sollte nicht bedeuten, dass Katholiken automatisch Feinde sind. Während wir hier sprechen, ist die Rote Kirche bereits seit über einem Jahr geschlossen. Der offizielle Grund sind Reparaturarbeiten. Angesichts ihrer symbolischen Bedeutung war es klar, dass der belarussische Staat gegen diese spezielle Kirche vorgehen würde.

Daniel Pachner: Was sollte der „Westen“ – Europa oder die EU – tun?

Ich denke, es muss einen Wandel in den internationalen Beziehungen und im Umgang mit internationalen Fragen geben. Der Umgang sollte viel pragmatischer ausgerichtet sein. Wovor Lukaschenko oder Putin keine Angst haben, ist, dass wir sagen, dass es nicht fair ist, was geschieht. Moralische Appelle funktionieren hier nicht, denn diese Leute lassen sich davon nicht bewegen – Dinge in Ländern wie Russland oder Belarus

lassen sich nur ändern, wenn es direkte Konsequenzen gibt.

Für mich als jemanden, der sich für politische Philosophie interessiert, ist die jetzige Situation sehr vergleichbar mit der Ideologie des Naziregimes. Meiner Meinung nach hat besonders die Philosophin Hannah Arendt erfasst, was solche Ideologien ausmacht und was sie aus Menschen machen. Ich bin sicher, Sie kennen Adolf Eichmann und seine Entschuldigungen für seine Taten. Wie Arendt ausführlich beschreibt, hat er immer darauf bestanden, dass er nur Befehle befolgt habe. Aber hier liegt für Arendt das Problem: Er hätte alles getan, wenn es ihm befohlen worden wäre – und er hat auch getan, was ihm befohlen wurde, egal wie grausam es war oder wie viele Menschen gestorben sind. Er hatte kein Gewissen. Das bedeutet für Arendt, dass er nicht einmal in der Lage war, über seine Handlungen nachzudenken. Sie nannte dies die „Banalität des Bösen“ und meinte damit, dass es für diese Art des Bösen keine Grenzen gibt – da es keine moralische oder innere Regulierung gibt, die es eindämmt. Wenn solche Leute das Sagen haben, kann das Schlimmste passieren. Die Situation in Belarus ist damit sehr vergleichbar, und Leute wie Lukaschenko oder Putin sind Eichmann sehr gut vergleichbar. Natürlich gibt es das ganze Motiv der Wiederherstellung eines russischen Großreiches oder stalinistische Ideale, die Putin antreiben sollen. Aber für mich ist das keine ausreichende Antwort, denn er sollte auch die schlechten Seiten dieses alten Sowjet-Regimes kennen. Ich glaube wirklich, dass sie grausame Menschen sind, die kein Gewissen haben.

Alois Kölbl: Was ist Ihr Wunsch für Ihr persönliches Leben in der Zukunft?

Ich würde gerne wieder studieren und interessiere mich sehr für die Beweggründe von Kriminellen. Schließlich würde ich gerne an einer Universität unterrichten und einen Dokortitel erwerben können. Aber manchmal möchte ich mich einfach nur von dieser grausamen Welt abwenden und wieder in Frieden leben.



Eine „Poesie des Trivialen“

Das Künstler:innenduo sammelt Schriftzüge und Fotos von aufgegebenen Geschäften und deutet sie um. Dabei geht es ihnen um neue Stadtbilder, Lyrik und Lautmalerei, Collagen und Skulpturen, die einem digitalen, urbanen und gesellschaftlichen Wandel nachspüren.

zweintopf, aus der Serie postpoetry:
MUSIKHAUS, 2024.
© zweintopf

Europa im Wandel

Viele Krisen haben Europa in den letzten Jahrzehnten beschäftigt. Anlässlich des dreißigjährigen Bestehens der Bischof-Johann-Weber-Stiftung wurden diese, das gewandelte und sich wandelnde Europa, zum Thema.
Von Daniel Pachner



Vieles wurde besprochen, von einem Podium, das sich um klare Positionierungen nicht scheute.
v.l.n.r.: Doris Helmlberger-Fleckl (*Die Furche*), Peter Piffli-Percevic, Alina Patru, Florian Bieber, Alois Kölbl.
Foto: Neuhold

Krisenzeiten sind herausfordernde Zeiten. Wie aber schon die griechische Wurzel des Wortes nahelegt, sind Krisen auch Chancen, die Entscheidungen und Unterscheidungen erfordern. Und deren braucht es heute mehr denn je, wie ein um klare Positionen sich nicht scheuendes Podium am 18. November im Grazer Meerscheinschlössl beim Festakt der Bischof-Johann-Weber-Stiftung anlässlich ihres dreißigjährigen Bestehens betonte.

Unter der Moderation von Doris Helmlberger-Fleckl (*Die Furche*) stand vor allem die Frage im Raum, auf welche Art und Weise Demokratie heute gefährdet ist und wie man mit immer größer werdender Demokratiefeindlichkeit umgehen könnte. In einem eindrucksvollen

Eingangsstatement betonte die Menschenrechtsaktivistin Palina Kozarava, was Demokratie für sie bedeutet: keine Angst zu haben, die eigene Meinung auszudrücken, sich nicht verstecken zu müssen und im Ungewissen vor Machthabern leben zu müssen, die willkürlich Menschen verhaften, foltern oder ermorden.

Die aus Belarus stammende Preisträgerin des Menschenrechtspreises der Universität Graz beschrieb eindrücklich, wie die diktatorischen Verhältnisse in ihrem Heimatland eine ganze Gesellschaft in Angst halten. Was uns selbstverständlich erscheint, ist in Wirklichkeit ein hohes und sehr fragiles Gut, um das es sich zu bemühen gilt.

Ganz klar forderte auch Florian Bieber, Leiter des Zentrums für Südosteuropastudien in Graz, sich gegen demokratiefeindliche Bemühungen zu wehren. Rückblickend auf die letzten drei Jahrzehnte sei die Euphorie von 1989 verschwunden. In gewisser Weise, so Bieber, sei man damals freier gewesen als in den Jahren danach, da die Bereitschaft, demokratische Proteste zu unterdrücken, wesentlich geringer gewesen sei. Heute stehe man allgemein vor der Herausforderung, dass Europa nicht mehr



Foto: Neuhold

als Projekt der Demokratie verstanden werde, sondern als ein Zivilisationsprojekt, das man ummauern und wie eine Festung verteidigen müsste. Doch das Bild, das in diesem Zusammenhang gerne entworfen wird, trüge: das eines unzivilisierten, wilden Dschungels um den „Garten Europa“ herum, der nur erhalten werden könne, wenn demokratische Machtverhältnisse ausgehebelt werden.

Demokratie ist mehr als „Herrschaft der Masse“

Die Wahrung von Grundrechten gehört daher wesentlich dazu, so Bieber. Denn Demokratie bedeutet nicht einfach die Herrschaft der Mehrheit, sondern beinhaltet auch den Schutz jener, die andere Meinungen vertreten oder in der Minderheit sind. Man könnte sie daher auch als eine Einstellung verstehen, die Vielfalt, Anderes und eine offene und lebendige Gesellschaft zulässt – unter Wahrung gewisser Grundsätze natürlich. Denn die Selbstabschaffung sei eine reale Gefahr, weshalb Bieber auch für mehr Vertrauen in Demokratie als sinnvolle und wirksame Regierungsform plädierte.

Auch Religionsgemeinschaften haben hier eine wichtige Funktion, insofern es immer wieder zu Missbrauch von Religionen und religiösen Perspektiven durch

Politiker:innen komme. Hier müsse man sich gegen „ausgrenzende Weltvorstellungen“, so Bieber, wehren – die Argumente dafür müssen aber von den Religionsgemeinschaften selbst kommen. Die Ambivalenz von Religion betonte auch Alina Patru, Professorin an der Lucian-Bлага-Universität (Sibiu in Rumänien). Oft würden sich Vertreter rechter Politik als religiös geben, wobei gerade kirchliche Stimmen ein Korrektiv darstellen. Auf die Suche nach Identität angesprochen betonte Bieber, dass Radikalisierung oft bei Menschen zu finden sei, die mit den traditionell gewachsenen religiösen Strukturen und Perspektiven wenig zu tun haben. Gerade hier erfüllen Religionsgemeinschaften oft eine Brückenfunktion, die Gesellschaft und Miteinander fördere.

Vielfalt und Austausch ermöglichen

Die Hochschulseelsorge kann hier, so Alois Kölbl, der zudem Vorsitzender des Stiftungsrates der Bischof-Johann-Weber-Stiftung ist, ein enormes Potenzial entfalten. Es brauche Standorte, die Europa „durchlässig“ machen und die den Gewinn von Perspektiven und Erfahrungen ermöglichen und eindimensionale Sichtweisen durchkreuzen. Europa als einen vielfältigen Kontinent sehen und erleben zu können, sei besonders für junge Menschen wichtig. In diesem Kontext ist auch die Bischof-Johann-Weber-Stiftung mehr als ein bloßes Fördernetzwerk, denn sie ermöglicht eine Form des Austausches, von der alle profitieren und die neben persönlichem Wachstum auch das Entstehen einer grenzübergreifenden Gemeinschaft ermöglicht. Deutlich brachte dies auch Palina Kozarava in ihrem Eingangsstatement zum Ausdruck. Für sie ist die Mobilität, die mit den Grundgedanken der Bischof-Johann-Weber-Stiftung innigst verbunden ist, gleichermaßen innerlich wie äußerlich – anders als in ihrem Heimatland sei es gerade die Freiheit innerer wie äußerer Bewegung, die das Besondere der Demokratien Europas ausmache. Wie wichtig solche Initiativen sind, betonte auch Peter Piffel-Percevic, Vorsitzender von Pro Oriente Graz, das sich ebenso der Öffnung von Dialogräumen und der Stärkung menschlicher Gemeinschaft widmet.

Der Abend gab viel zu denken und machte noch einmal deutlich, wie wichtig die Bemühung um eine Form des Miteinanders ist, die Diktaturen und Unterdrückung entgegensteht. Nicht nur Europa aber, sondern die Welt selbst ist heute im Wandel. Gerade in solchen Zeiten gilt es zu unterscheiden und sich dennoch um ein gutes Miteinander zu bemühen – und sich auch gegen Positionen zu entscheiden, die dieses prinzipiell zu untergraben versuchen.



DER MENSCH UND SEINE FACETTEN

„Was ist der Mensch,
dass du seiner
gedenkst ...“

... heißt es schon in Psalm 8. In der an Gott gerichteten Frage steckt aber auch eine, die wir uns selbst in vielen Variationen stellen können. Was ist der Mensch, dass er überhaupt denkt? Was macht das Menschliche in der Fähigkeit des Nachsinnens, Sprechens, Theoretisierens und Kunst-Schaffens aus? Der Begriff „Mindset“ war der Anlass, diese ewig scheinenden Fragen wieder aufleben zu lassen und in neuen Kontexten nach (ver-)schwimmenden Grenzen zu fragen, zu deren Fraglichkeit das Mensch-Sein grundlegend gehört.

Denn die Frage nach dem Menschen enthält auch immer die Frage nach den Grenzen des Menschlichen. Und deren gibt es viele: Wir treffen auf sie in der Sprache, die neben ihrem theoretischen Gehalt auch eine biografische und lebendige Dimension hat, in dem Ausloten der Grenze von Mensch und Maschine oder in der Widerständigkeit, die das tierische Bewusstsein für das ganz anders gestrickte Tier „Mensch“ darstellt. Auch andere Grenzen wie die eigene mentale Gesundheit rücken wir ins Zentrum dieser Frage wie auch die Grenzgänge, zu denen Kunst uns immer wieder einlädt und herausfordert.



Die Welt ordnen und menschlich bleiben

Was Sprachwissenschaft (nicht) über das menschliche Denken sagen kann.
Von Anita Riedl

Sprachwissenschaftler:innen sind ein seltsames Völkchen. Über die Sprache, die andere ganz selbstverständlich verwenden als ein grobes Werkzeug, können sie sich wundern und staunen wie ein kleines Kind über eine Schneeflocke. Sie stellen neugierig Fragen, die von außen betrachtet lächerlich und doch irgendwie tiefgründig sind: Wie kann die wilde Natur des Sprechens solche klaren Formen hervorbringen, und das immer und immer wieder nach einem ähnlichen Muster? Wenn besondere Regeln dahinterstecken, warum sind es genau diese und nicht andere? Hat das alles einen bestimmten Grund oder einen Zweck?

Wie in allen Wissenschaften sind oft die grundlegendsten Fragen am schwierigsten zu beantworten, und mitunter ist die größte Herausforderung, überhaupt die richtigen Fragen zu finden. Dementsprechend gibt es auch in der Sprachwissenschaft die unterschiedlichsten Herangehensweisen und Interessensgebiete. Während sich beispielsweise Soziolinguist:innen mit dem Gebrauch und der Wahrnehmung von Sprache in der Gesellschaft auseinandersetzen, untersuchen Psycho- und Neurolinguist:innen die Gegebenheiten des menschlichen Körpers und insbesondere des Gehirns, die es uns erlauben, Sprache zu produzieren oder zu verarbeiten. Selbst unter den seltsamen Sprachwissenschaftler:innen sind aber am seltsamsten – nicht ganz ohne Stolz – vielleicht diejenigen, die sich der theoretischen Linguistik verschrieben haben und versuchen, den abstrakten Prinzipien der formalen Struktur von Sprache auf den Grund zu gehen. Die formale Semantik beispielsweise beschäftigt sich aus einer Tradition der Logik heraus mit Sprache. Sie beschreibt die Eigenschaften von Sprache als System von bedeutungstragenden Zeichen, die sich innerhalb eines gewissen logischen Rahmens nach praktisch mathematischen Prinzipien zu immer neuen Bedeutungseinheiten verknüpfen können.

Sprache, Wahrnehmung, Psyche

Dass mich persönlich besonders dieser zugegebenermaßen etwas eigentümliche Bereich begeistert, hängt mit einer Frage zusammen, die mir fast alle neuen Bekanntschaften stellen, sobald sie erfahren, dass ich mich beruflich mit Sprache beschäftige: „Stimmt es, dass Menschen, die unterschiedliche Sprachen sprechen, auch anders denken?“

Für mich schwingt darin eine existenzielle Überlegung mit: Was war zuerst, unsere Art zu denken oder unsere Sprache? Diese Frage rührt tief an unser menschliches Wesen, das zugleich nach Wahrheit und nach Gemeinschaft strebt. Wir möchten die Welt als das erkennen, was sie tatsächlich ist, und uns dabei von trügerischen Denkmustern lösen. Ebenso haben wir aber auch das Bedürfnis, die Welt gedanklich zu ordnen, um einen Sinn in ihr zu erkennen. Und zu guter Letzt wollen wir als soziale Wesen unsere ganz persönlichen Erfahrungen mit anderen teilen und sind oft nicht nur darüber verunsichert, ob andere Menschen die Welt ähnlich erleben wie wir, sondern auch darüber, ob wir uns diesbezüglich überhaupt jemals angemessen austauschen können.

Was die Wahrnehmung anbelangt, gibt es aus mehreren sprachlichen Bereichen Indizien dafür, dass sie schon früh durch sprachliche Einflüsse geformt wird. Das gilt etwa für die Interpretation von Sprachlauten selbst. Schon im frühesten Kindesalter lernen wir, welche Laute wir in unserer Sprache unterscheiden müssen, weil sie in unterschiedlichen Ausdrücken resultieren. Alle anderen Unterschiede dagegen lernen wir getrost zu ignorieren. Dieser Umstand macht es so herausfordernd, nach den ersten Lebensjahren die Aussprache in einer Fremdsprache zu meistern: Es fällt uns schwer, neue Laute überhaupt unvoreingenommen als das wahrzunehmen, was sie sind. Oft können wir sie erst nachbilden, wenn wir sehr bewusst Unterschiede analysieren und unser Hirn über lange Zeit daran gewöhnen, diese Unterscheidung zu automatisieren.

Ein klassisches Beispiel für den Einfluss der Sprache auf das Denken in Kategorien sind auch die Farbbezeichnungen. Da es relativ willkürlich ist, an welchen Punkten eines durchgängigen Farbspektrums man einen neuen Namen für ebendiese Farbe einführt, unterscheiden sich die Sprachen der Welt (und einzelner Menschen) in diesem Bereich deutlich. So fasst beispielsweise das Japanische traditionell Farbtöne unter einem Begriff zusammen, die man im Deutschen teilweise der Farbe Grün, Blau oder Braun zuordnen würde – es ist die Farbe dunkler Wälder oder auch des klaren Sommerhimmels und im übertragenen Sinn eine ungesunde Gesichtsfarbe. Das schottische Gälisch dagegen unterscheidet bei Farben

zusätzlich, ob der beschriebene Gegenstand glänzt oder matt ist – es gibt also das glänzende Rot der Kirsche, welches vom Rot der österreichischen Flagge zu unterscheiden ist. Tatsächlich gibt es auch Studien, die zeigen, wie solche Kategorisierungen das Denken beeinflussen: Wer eine solche Unterscheidung sprachlich trifft, der trifft sie auch leichter, wenn er die Dinge der Welt einordnen soll. Russischsprachige schaffen es wesentlich schneller, Farbbeispiele den Kategorien hell- und dunkelblau zuzuordnen, da sie beides mit unterschiedlichen Ausdrücken bezeichnen, während Deutschsprachige länger brauchen, da das Deutsche diese Farbtöne nur als Abstufungen einer Farbe betrachtet. Das bedeutet nicht, dass Deutschsprachige den Unterschied nicht wahrnehmen können – es bedarf für sie aber einer zusätzlichen, vielleicht bewussteren Reflexion, um die Einteilung zu treffen.

Es kann also sehr wohl von der Sprache abhängen, was ausgedrückt werden muss, ob ich also unbestimmt lassen kann, dass ein bestimmtes Rot glänzt oder nicht oder dass es sich bei einer gewissen Person um einen Mann oder eine Frau handelt. Umgekehrt gilt aber, dass sich Sprachen grundsätzlich nicht darin unterscheiden, was sie ausdrücken *können*. Auch wenn manche Sprecher:innen behaupten, dass es in ihrer Sprache „unübersetzbare“ Wörter gäbe, sollte es prinzipiell möglich sein, dieselbe Idee in einer anderen Sprache zu umschreiben. Schottisch-Gälisches *ruadh* wäre dann zu Deutsch eben „natürliches, mattes Rot“, und um einen Begriff wie *Weltschmerz* zu erklären, bräuchte es vielleicht einen kurzen Essay. Die logischen Konzepte hinter der Sprachverwendung scheinen bis zu einem gewissen Grad für alle Sprachen dieselben zu sein, und auch sonst gibt es Eigenschaften, die wahrscheinlich allen natürlich gewachsenen menschlichen Sprachen gemein sind.

Versteckte Gesetze des Denkens

Eine meiner liebsten Entdeckungen während des Studiums war der sogenannte *Bouba-Kiki-Effekt*: Zeigt man Menschen eine runde und eine zackige Gestalt und fragt, welche der beiden „Kiki“ und welche „Bouba“ ist, geben Sprecher:innen unterschiedlichster Sprachen aus verschiedenen Kulturen und mit verschiedenen Schriftsystemen dieselbe Antwort – und auch der Leser oder die Leserin dieser Zeilen wird wahrscheinlich eine Vorstellung davon haben, welche das ist. Der Bouba-Kiki-Effekt scheint zu zeigen, dass unser Hör-, Seh- und Tastsinn so miteinander verbunden sind, dass wir zwischen unterschiedlichen Sinneseindrücken Ähnlichkeitsbeziehungen herstellen können. Das ist bereits ein Hinweis auf die versteckten Gesetze, nach denen menschliches Denken ganz

allgemein geordnet ist – man kann solchen sprachlichen Spuren aber auch immer weiter in immer abstraktere Bereiche folgen.

Eine besonders wichtige Dimension ist etwa – sowohl für die Sprache als auch für das Denken – die Zeit. Gesprochene Sprache muss immer linear mit der Zeit verlaufen, und ebenso nehmen wir Ereignisse und Geschichten als in der Zeit geordnet wahr. Daraus ergibt sich die Annahme, dass bei „ich kam, ich sah und ich siegte“ das Siegen nicht vor dem Sehen passiert ist – auch wenn intuitiv das „und“ wie ein mathematisches „+“ keine Reihenfolge vorgibt. Entsprechend impliziert auch ein Satz wie „ich werde das Christkind nie sehen“ wahrscheinlich aus Gründen des Zeitempfindens, dass ich es bisher noch nicht gesehen habe.

Auch wenn es also so aussieht, als ob sich das menschliche Denken durchaus nach logischen Regeln erklären lässt, fehlt der Wissenschaft in vielen Fällen noch die genaue Formalisierung dafür. Wieso können wir beispielsweise sagen: „Er weiß, ob es zu Weihnachten Kekse gibt“, aber nicht „Er glaubt, ob es zu Weihnachten Kekse gibt“ – und das, obwohl es durchaus möglich wäre, einen Satz zu formulieren wie „Wenn es Kekse gibt, dann glaubt er, dass es Kekse gibt, und wenn es keine Kekse gibt, glaubt er, dass es keine Kekse gibt“? So ein Ausdruck entspricht wohl einfach nicht unserer Art, logische Zusammenhänge zu erfassen.

Somit sind viele formale Systeme zu mächtig, um menschliche Sprache angemessen zu modellieren. Gleichzeitig muss man sehr vorsichtig dabei sein, mit einer Modellierung Freiheiten zu erfassen, wo der menschliche Verstand durchaus Widersprüchlichkeiten zulässt. Nur so aber ermöglicht uns Sprache den Austausch über das, was in unserem Inneren vorgeht, viel genauer als andere Kanäle der menschlichen Kommunikation. Und dann kommt die zwischenmenschliche Beziehung dazu, die uns erlaubt, auch das zu verstehen, was logisch leer ist und ungesagt bleibt: Eine Schneeflocke ist eine Schneeflocke ist eine Schneeflocke.



Anita Riedl,
hat in Graz Slawistik und
Germanistik studiert und forscht
nun in einem universitätsüber-
greifenden Projekt zu Sprach-
modellen und Grammatiktheorie

Foto: privat

Welt sprachlich erleben

Nicht nur unser Denken bestimmt Sprache, sondern auch, wie wir leben, wie wir auf unsere Umwelt zugehen und vielleicht auch, wie wir manches erleben. Drei Eindrücke, was das Leben und Erleben einer Welt bedeuten kann, in der nicht sprachliche Uniformität, sondern Vielfalt die Regel ist.

Ich komme aus Kolumbien und meine Muttersprache ist Spanisch. Ich lerne seit 2021 Deutsch, zuerst alleine und dann mit einer Firma. In Österreich bin ich seit 2023. Am Anfang konnte ich aufgrund von Angst oder fehlender Praxis kein Deutsch sprechen, weil in Kolumbien nur wenige Leute Deutsch lernen; in den meisten Schulen wird nur Englisch unterrichtet. Inzwischen kann ich es besser und man versteht mich.

Denken tue ich in beiden Sprachen, Deutsch und Spanisch – ich glaube, das ist eine gute Übung, um mich weiter zu verbessern. Mit meinem Mann spreche ich Spanisch, aber bei manchen Gelegenheiten benutze ich bewusst deutsche Wörter. Es war für mich interessant festzustellen, dass es mir mittlerweile eigentlich leichtfällt, zwischen den beiden Sprachen zu wechseln. Wenn ich etwa am Nachmittag arbeite, spreche ich zwischendurch auch manchmal mit meiner Familie auf Spanisch, aber danach kann ich sofort wieder zum Deutschen zurückkehren.

Ich habe sogar schon auf Deutsch geträumt bzw. hatte auch Träume, in denen sich Deutsch und Spanisch vermischen.

Das kommt nicht sehr oft vor, aber dieses Jahr war es häufiger als im Jahr davor. Das ist etwas seltsam, aber ich mag es.

Ein Sprachgemisch gibt es auch in anderen Situationen: Wenn wir bei der Arbeit zum Beispiel unsere Schichten zugeteilt bekommen, fällt es mir mittlerweile schon leichter, alles zu verstehen, aber die wichtigen Informationen notiere ich mir für mich trotzdem auf Spanisch. Auch im Sprachunterricht ist es so: Ich höre Deutsch und notiere Spanisch, da übersetze ich ganz automatisch im Kopf.

Außer Spanisch und Deutsch spreche ich keine weiteren Sprachen; ich hatte in der Schule Englisch, aber seitdem ich Deutsch lerne, habe ich viel vergessen. Jetzt beginne ich gerade wieder, mehr Englisch zu lernen – da meine Grundkenntnisse auf Deutsch inzwischen besser gefestigt sind, fällt es mir nun leichter.

Paula Bello, Pflegeassistentin bei den GGZ



Sprache verbildlicht

Die japanische Künstlerin Keiko Sadakane hat jedem Buchstaben des Magnifikat-Textes eine Farbe zugeordnet und sie nach den Sequenzen der Vertonung durch Johann Sebastian Bach auf zwölf Bildfelder verteilt. Dadurch entsteht eine vom Text abhängige Bildserie, auf die die Künstlerin bewusst nur bedingt Einfluss nehmen kann und sich so vom Ergebnis überraschen lässt. Die Werkserie ist für die Ausstellung in der QL-Galerie entstanden und war dort 2024 im Lichthof zu sehen.

Wenn ich auf das Thema „Sprache und Denken“ angesprochen werde, sehe ich vor mir eine Übersetzungsmaschine, die, seitdem ich denken und sprechen kann, durchgehend in meinem Kopf arbeitet. Obwohl sie zwar nicht immer einwandfrei funktioniert und des Öfteren auch einige Fehler macht, ist doch in den meisten Fällen auf sie Verlass.

Für mich ist Sprache schon immer ein Mittel gewesen, mit dem man sich ausdrücken, andere beeinflussen und seine Mitmenschen verstehen kann. Da ich zweisprachig aufgewachsen bin, ist es für mich immer selbstverständlich gewesen, auf Spanisch und Deutsch zu denken und zu kommunizieren, was mich in der Folge sehr wahrscheinlich auch zum Studium der Translationswissenschaft geführt hat.

In welcher Sprache ich denken oder träumen würde, kann ich gar nicht genau festmachen, da dies normalerweise von der Situation, meiner Umgebung und dem Gegenüber abhängig ist. Oft passiert es deswegen auch, dass mir manche Wörter oder Redewendungen nur in einer oder allen außer genau einer Sprache einfallen, was

meinen Redefluss unterbricht und mich leicht stottern lassen kann. Italienisch und Englisch als im Laufe meines Lebens zusätzlich erworbene Sprachen tragen dementsprechend auch zu diesem Sprachenchaos in meinem Kopf bei.

Abgesehen von diesen kleinen Hürden ist Zweisprachigkeit wirklich ein Privileg, das einen von Kind auf prägt und die eigene Denkweise linguistisch und kulturell beeinflusst. Im Rahmen meines Studiums wird mir durch die beiden Sprachen ebenfalls ein Vorteil geboten, da manche linguistischen Zusammenhänge einfacher zu verstehen sind und ich mich sprachlich leichter anpassen kann.

Alfred Koblmüller, Student am Institut für Theoretische und Angewandte Translationswissenschaft der Uni Graz



Keiko Sadakane, Magnificat, 2024. © Sadakane

„Es geht um das Dazwischen“

Alois Kölbl im Gespräch mit dem Künstler:innenduo zweintopf



zweintopf, Noneventeventmonument VIII, 2012. © zweintopf

2006 haben sich Eva Pichler und Gerhard Pichler zum Artist Duo „zweintopf“ zusammengeschlossen. Sie beschäftigen sich mit der Poesie trivialer Dinge, aber auch Phänomenen des urbanen Zusammenlebens. Für ihr Projekt in der QL-Galerie haben sie Schriftzüge und Fotos von aufgegebenen Geschäften gesammelt und neu interpretiert. Das künstlerische Spiel mit dem Buchstaben I, der liegend zum Bindestrich werden kann, spürt digitalen, urbanen und gesellschaftlichen Wandlungsprozessen nach. Damit öffnet sich die Ausstellung in der QL-Galerie auch zur Auseinandersetzung mit einem Leitmotiv der abendländischen Bild- und Kulturgeschichte: In einer Serie von Kreuzigungsdarstellungen wird das zentrale Element zur Leerstelle, die spielerisch allzu selbstverständliche kulturelle Praktiken hinterfragt. Alois Kölbl hat nach der Besichtigung ihrer umfassenden Ausstellung in der Kunsthalle Feldbach anlässlich des Festivals „Hochsommer“ mit zweintopf über ihr Projekt für die QL-Galerie im Rahmen des Festivals „steirischer herbst“ gesprochen.

Alois Kölbl: Das Cover unserer Zeitschrift zeigt eine Arbeit von euch mit unserem Jahresthema „Mindset“. In eurer Kreuz-Serie spielt ihr mit einem zentralen Sujet abendländischer Bildgeschichte, das immer wieder auch von allen möglichen Seiten vereinnahmt wurde. Worum geht es euch dabei?

zweintopf: Gleich die schwierigste Frage zu Beginn ... (lachen) Begonnen haben wir unser künstlerisches Spiel mit Puzzles, die ja jeder aus dem Alltag kennt, nicht mit dem Kreuzmotiv, sondern mit ausgewählten Porträtgemälden mit jeweils monochromem Hintergrund. Die Idee war immer, das Sujet zu entfernen, und

nur der Umraum bleibt übrig. Zufällig gab es im Internet aber auch eine Kreuzigung von Diego Velázquez mit schwarzem Hintergrund als Puzzle zu bestellen. Das Kreuz erwies sich dann als das ideale Zeichen, denn auch wenn man es aus dem Bild herauschneidet, ist es noch immer vorhanden bzw. wird vielleicht sogar

noch stärker präsent – die Leerstelle wird zum eigentlichen Motiv. Im Marketing-Sprech würde man vielleicht sagen: Wir haben mit dem Kreuz ein perfektes Logo für unsere Serie gefunden. Und natürlich ist es auch ein Zeichen, das uns schon ein Leben lang begleitet. Wir sind ja beide in katholisch geprägten Familien aufgewachsen, dieses Zeichen war also immer in unserer Lebenswelt präsent. Betrachtet man Kreuzdarstellungen in der Kunstgeschichte, so sind es im späten Mittelalter von vielen Menschen bevölkerte Kreuzigungsszenen, in der Barockmalerei wurde das Kreuz mit sehr viel Pathos als einzelner Bildgegenstand ins Zentrum gerückt, der Hintergrund wurde gleichzeitig immer monochromer. Wie in einer Theaterszene wurde das Bildsujet von einem Lichtspot erleuchtet, während der Rest im Dunkeln bleibt.

Die Kreuz-Serie ist ursprünglich nicht für die Ausstellung in der QL-Galerie entstanden, tritt aber in der Katholischen Hochschulgemeinde in Dialog mit einem speziellen Setting. Auch das Raumgefüge, das kein neutraler White Cube ist, spielt dabei eine Rolle. Welche Bedeutung hat der Raum für eure Arbeit?

In der Ausstellung geht es sehr stark um die horizontale und vertikale Bewegung. Insofern wird sich die ganze Ausstellung auch um die Kreuzform gruppieren. Wir finden es schön, dass die Architektur der QL-Galerie so etwas wie eine quasi-sakrale Atmosphäre erzeugt. Die drei Bögen, das Licht von oben, die Empore ...

Irgendwie habe ich fast das Gefühl, dass ihr mit dem Einbau einer Apsis in den Lichthof diesen Raum, der ja nichts anderes ist als eine immer wieder architektonisch bereinigte und leergeäumte großbürgerliche historistische Villa, in der euch eigenen ironisierenden Herangehensweise zu resakralisieren versucht ...

Wir starten immer beim ganz Gewöhnlichen, sind dabei aber auf der Suche nach einer bestimmten Ästhetik, aber auch

nach der Absurdität in den Dingen: Puzzles zu bauen, ist eine recht alte Kulturtechnik – für uns stellt sich aber natürlich die Frage, warum zerstückelt man überhaupt Bilder, um sie später wieder ganz gleich zusammensetzen? Und gibt es innerhalb dieses Vorgangs vielleicht ein künstlerisches Moment, das es uns ermöglicht, zu neuen Bedeutungen zu gelangen? In diesem Fall ist der künstlerische Hebel die Leerstelle, die wir ins Bild einbringen und die einen neuen Denkraum eröffnet. Das hat auch etwas Spielerisches. Dieses Spiel setzt sich im Ausstellungsraum im Modulieren eines Striches fort, der vom Buchstaben I zum Bindestrich wird – beides findet sich natürlich auch in der Horizontale und Vertikale des Kreuzes wieder. Ein Kunstwerk ist immer mehr als das, woraus es materiell besteht. Vielleicht ist das mit Sakralisierung zu vergleichen, wo es ja auch um etwas anderes und um mehr geht als das, was man sieht.

Dabei spielt für mich auch der Rahmen, den ihr euren Kreuzbildern gebt, eine nicht unwichtige Rolle ...

Das gelbe Neon nimmt man zunächst als etwas sehr Trashiges wahr, sakral ist diese Farbe keinesfalls. In der Kirche würde man wohl eher Gold verwenden. Neon stammt vielmehr aus dem urbanen Kontext und dient dazu, marktschreierisch etwas anzukündigen. Als Anstrich für die Bilderrahmen entsteht mit dieser Leuchtfarbe eine ganz eigenartige und überraschende Ruhe und auch eine fast schon sakrale Strahlkraft. Genau damit spielen wir.

Arnulf Rainer, der sich über Jahrzehnte mit dem Kreuzmotiv auseinandergesetzt hat – eines seiner ganz frühen Werke befindet sich in der QL-Sammlung – hat einmal gesagt, dass das Kreuz für ihn eine Möglichkeit der „Mortifikation“, der Bildberuhigung sei. Könnt ihr damit etwas anfangen?

Wir haben uns Schritt für Schritt, ursprünglich eigentlich aus einer medientheoretischen Auseinandersetzung mit

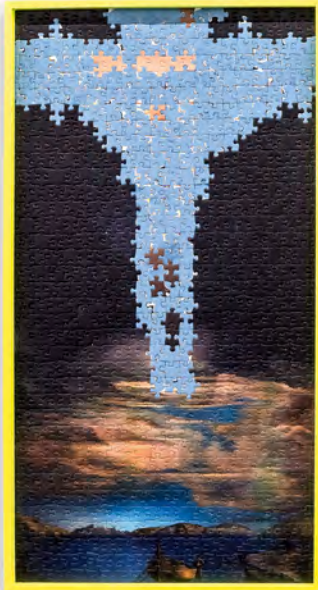
dem, was ein Bild ist, dem Kreuz angenähert. Und wir haben dann diese Phase der Kunstgeschichte für uns entdeckt, in der die Szenerie auf Golgotha in einer Zeit, in der man ansonsten sehr viel- und starkfarbige Bilder von großer Dynamik und viel Bewegung in den Figuren gemalt hat, zu einem für sich stehenden, logoartigen Sujet geworden ist. Das hat uns interessiert.

In der Ausstellung geht es auch um die Auseinandersetzung mit dem urbanen Raum ...

Wir arbeiten mit Buchstaben aus aufgelassenen Geschäften. Buchstaben, die lange den städtischen Raum bestimmt haben, aber mehr und mehr verschwinden. Wir haben uns die Frage gestellt: Was kann aus einer Leerstelle in der Stadt werden? Welche lautmalerischen Möglichkeiten stecken in diesen Buchstabenabfolgen? Daraus ist die Serie *postpoetry* entstanden. Auch hier fügen wir die Bilder, die wir selbst zerschneiden wie ein Puzzle, am Ende zu neuen Bedeutungen zusammen. Das hat eine ähnliche spielerische Logik wie unser Umgang mit den Kreuzesdarstellungen in den Puzzlebildern.

Vor einiger Zeit habt ihr auch in einer Ausstellung für die QL-Galerie eine urbane Leerstelle – eine durch einen Zaun abgegrenzte, der Öffentlichkeit entzogene Rasenfläche bei der Leechkirche – mit eurem NONEVENTEVEN-MONUMENT temporär umdefiniert. Das war für uns als KHG-Team ein spannender Impuls im Nachdenkprozess zur Neugestaltung dieses Ortes. In der Folge ist dort dann das „Paradise L.“ entstanden, der Ort wurde frei zugänglich und zum Platz, wo man aus dem universitären Alltag heraustreten kann, nicht funktionieren muss ...

Wir wussten damals, dass ihr darüber nachdenkt, diesen Ort neu zu definieren und auch zu öffnen. Uns hat dieser Ort aber gerade deswegen interessiert, weil man sich bewusst entscheiden musste, ihn zu betreten, weil er in gewisser Weise



Die Werke v.l.n.r.: U+271D=LC21, 2024; U+271D=LC19, 2024; U+271D=LC9, 2021. © zweintopf, aus der Serie U+271D=LC (1–22).

einen ganz eigenartigen Gegenraum zur umgebenden Stadt verkörperte. Unsere NONEVENTEMONUMENTE entstanden sehr bewusst als Antithese zur Eventisierung im urbanen Raum. Wir verstanden das als ironischen Kommentar zu Plätzen in unserer urbanen Lebenswelt, wo es ständig die Erwartungshaltung gibt, dass etwas passieren und stattfinden muss. Diese Zeltstruktur karikierte Plätze, an denen jede Woche etwas Neues aufgebaut und in Buden oder anderen temporären Bauten etwas verkauft oder veranstaltet wird. Orte wie diesen, so wie ihr ihn dann gestaltet habt, sollte es in unseren Städten viel mehr geben. Trotzdem halten wir auch geschlossene Orte, so wie es diese nicht öffentlich zugängliche Freifläche bei der Leechkirche ursprünglich gewesen ist, für wichtig im urbanen Gefüge.

Auch wenn wir den Ort dann schließlich geöffnet und frei zugänglich gemacht haben, spielte eure Intervention für unsere

Überlegungen eine durchaus entscheidende Rolle. Wir waren ja auch in der Versuchung, dort einen Veranstaltungsort zu generieren. Klar war nur, dass er nicht als Bauland verwertet werden sollte. Schließlich haben wir ihn einfach nur geöffnet ...

Schön ist, dass durch die Sitztreppe der umgebende Raum zur urbanen Bühne wird, man von dort das Umfeld sehr schön beobachten kann. Das ist etwas, was uns sehr entspricht. Für uns, die wir vor einiger Zeit aufs Land gezogen sind, ist es ja ganz spannend zu beobachten, dass an die Stadt und den urbanen Lebensraum vermehrt der Wunsch herangetragen wird, zum ländlichen Raum mit Grünflächen zu werden. Nachdem es offensichtlich eine große Sehnsucht gibt, die Städte zu verlassen – wir haben das ja auch gemacht –, und innerhalb der Städte die Parks und Grünflächen als die qualitativsten Orte wahrgenommen werden, brauchen wir vielleicht in Zukunft eine hybride Herangehensweise in der Gestaltung unserer

Städte. Dafür gibt es sicher kein Patentrezept, aber klar ist, dass das Hauptproblem der Entwicklung unserer Städte derzeit ist, dass sie primär aus dem Blickwinkel der Investoren passiert. Zum Glück gibt es Orte, wie euer „Paradise L.“, die für andere Werte stehen. Man könnte da auch an den Freiraum zwischen dem Studierendenhaus, in dem sich die QL-Galerie befindet, und dem Haus mit dem Café Global gegenüber denken. Es geht um das Dazwischen und wie es gestaltet ist: zweck, gewinnorientiert oder einfach zur freien Verfügung. Es braucht diese offenen Räume, die als Freiräume letztlich Lebensräume sind.

Da wären wir dann wieder bei eurem quergelegten I, das ja nicht Absperrung, sondern Verbindung ist ...

Genau! Es geht um das Dazwischen! Das I in unserer Ausstellung steht nicht für ein solitäres und egoistisches Ich – sondern für das, was uns als Menschen verbindet.

Von Maschinen und Mythen

Die Vermenschlichung von Maschinen und die Technisierung des Menschen gehen von jeher Hand in Hand. Was diese Tradition uns über den heutigen Umgang mit KI und Co. lehren kann.

Von David Jost und Simon Rabensteiner

Der Wunsch, künstliches Leben zu erschaffen, lässt sich als anthropologische Konstante seit der Antike beobachten. Diese Faszination schlägt sich im Besonderen in der Literatur nieder, wobei die Beispiele immer mit dem technischen Fortschritt der jeweiligen Zeit Hand in Hand gingen. Mit den technologischen Neuerungen, die in den letzten Jahrzehnten (und besonders seit dem Aufkommen von *Large Language Models* wie ChatGPT im Bereich der sogenannten Künstlichen Intelligenz) exponentiell an Zuwachs gewonnen haben, floss die Thematik auch in Filme und Medien ein, wobei sie zwischen bedrohlichen und hilfsbereiten Darstellungen künstlicher Wesen changieren. Diese modernen Mythen sind Ausdruck von Hoffnungen und Ängsten, die sich jedoch durch die Jahrhunderte ziehen.

Ein Blick in die Geschichte verdeutlicht, dass dieser Diskurs fest in der europäischen Kulturgeschichte verankert ist und stets im Zusammenhang mit den technologischen Möglichkeiten seiner Zeit stand.

Künstliche Geschöpfe in Antike und Mittelalter

Der früheste Beleg für Automaten in der abendländischen Literatur findet sich in Homers *Ilias*: Bei einem Besuch der Göttin Thetis bei Hephaistos, dem Gott der Schmiedekunst, wird den Rezipient:innen ein Blick in die Werkstatt des Gottes gewährt. Im Vordergrund dieser Schilderung stehen Dreifüße, die „von selbst“ (*autómatōi*) zur Götterversammlung fahren, wo sie eine kultische Rolle spielen. Dabei ist zentral, dass sie nicht durch Magie oder göttliche Kräfte angetrieben (radikaler gesagt: zum Leben erweckt) werden, sondern rein durch überlegene Technologie. Implizit bedeutet das: In der Theorie wäre dieses Niveau an Kunstfertigkeit, um ein solches Wunder zu schaffen, also auch für den Menschen erreichbar.

Als ein weiteres technologisches Wunder des Hephaistos darf der aus Bronze angefertigte Riese Talos aus der Argonauten-Sage gelten. Dieser hat die Aufgabe, die Insel Kreta unermüdlich zu umrunden und vor Angreifern zu schützen. Als sich die Argonauten nähern, bewirft er die

Abenteurer mit Steinen und kann nur durch eine List der Zauberin Medea besiegt werden. Auch in diesem Mythos präsentiert sich eine künstliche Figur, hier in ihrer Gestalt einem Menschen nachgeahmt, die stur ein Programm abspielt: die Verteidigung der Insel Kreta um jeden Preis. Der Unterschied zu den Automaten in der *Ilias* ist die Position, in die man als Rezipient:in zur Figur gestellt wird. Talos präsentiert sich als Antagonist, quasi als Terminator *avant la lettre*. Er wird dadurch zum Gegner, über den nur schwer Kontrolle zu erlangen ist. Hier lassen sich bereits Anklänge moderner ethischer Fragen im Umgang mit Robotern erahnen, die *autómatōi* handeln und ohne moralische Reflexion stur ihre Aufgaben erfüllen. Dass gerade Kreta zum Ursprungsort eines solchen Roboters avancierte, ist nicht verwunderlich, war doch die minoische Kultur mit ihren kulturellen und technologischen Erfindungen in vielfacher Weise vorbildlich für die spätere griechische Kultur.

Bereits diese beiden Beispiele, die sich etwa um die Erzählungen um die Statuen des Daidalos oder den Mythos um Pygmalion erweitern ließen, veranschaulichen den schon in der Antike geführten Diskurs über künstliche Menschen als Mimesis der Natur. Dieser ist bereits durch dieselben Hoffnungen und Ängste geprägt, die sich auch in aktuellen Debatten über KI widerspiegeln: Arbeitsnutzen, (kultische) Unterstützung und Unterhaltung finden sich in den Beispielen genauso wieder wie die Gefahren und die Unberechenbarkeit, die im Abspulen eines Programmes ohne ethisch-moralische Reflexion liegen.

Ähnlich wie bei Talos verhält es sich auch bei der jüdischen Sage des Golems. Dabei handelt es sich um eine künstlich aus Lehm geschaffene und durch kabbalistische Rituale zum Leben erweckte Kreatur mit menschlicher Gestalt, die alle Tätigkeiten ausführt, die ihr aufgetragen werden. Damit bündeln sich im Golem Vorstellungen, die auch heute mit Robotern verbunden werden: Unermüdlich und ohne Pause kann der Golem seinen Aufträgen nachgehen. Dabei bleibt jedoch immer deutlich, dass es sich nicht um ein dem Menschen gleichwertiges Wesen handelt: In den meisten Versionen der Geschichte ist er stumm; seine



zweintopf, aus der Serie postpoetry: Installationen, 2024. © zweintopf

einzigsten Funktionen sind seine Knechtschaft und das Erfüllen seiner Aufgaben. Gleichzeitig fehlt ihm aber auch moralische Reflexion und er kann nur durch die Magie seines Schöpfers in Zaum gehalten werden.

Für das christliche Mittelalter lässt sich eine Distanzierung von magischen Kräften bei der Schaffung künstlichen Lebens hin zu technisch-mechanischen Erklärungsmustern feststellen. Besonders im Hochmittelalter kann ein Fortschritt in diesem Bereich beobachtet werden, der vom Mediävisten Jean Gimpel als *révolution industrielle de Moyen Âge* bezeichnet wurde. Diese technischen Neuerungen schlugen sich auch in einem vermehrten Aufkommen von Legenden (etwa um Albertus Magnus) über die Erschaffung künstlicher Wesen nieder.

Die mechanischen Automaten der Neuzeit

Im 17. und 18. Jahrhundert findet eine noch stärkere Distanzierung von Mythen und Geschichten statt: So wurden insbesondere in Frankreich hochkomplexe mechanische Automaten entwickelt, die den Anschein erweckten, sie seien energetische Selbstversorger, die unabhängig von einer menschlichen Steuerung funktionierten. Sie führten voreingestellte Wiederholungsmuster durch, die auf den ersten Blick nicht erkennbar waren,

und dienten vor allem zur Belustigung der gehobenen Gesellschaft. Dabei galt, je menschen- oder tierähnlicher die Automaten wirkten, desto größer war die Begeisterung. In diesem Zusammenhang erlangten insbesondere die von Jacques de Vaucanson (1709–1782) entwickelten Automaten große Bekanntheit. So baute er eine mechanische Ente, die Körner aufpicken konnte und deren Verdauung simulierte. Eine andere seiner Konstruktionen stellte einen Flötenspieler dar, der in der Lage war, mehr als zehn Melodien zu spielen. Letztlich träumte de Vaucanson von nichts Geringerem, als durch Mechanik einen künstlichen Menschen zu erschaffen. Dies gelang ihm zwar nicht, doch wirkte sich die Faszination, mechanisch beinahe lebensgetreue Bewegungen darzustellen, auf die Auffassung der Welt und des Menschen aus: Als der Schriftsteller Mark Twain in Paris einen sich scheinbar lebensgetreu bewegenden mechanischen Schwan sah, war er von der Lebendigkeit, die dieser ausstrahlte, begeistert.

Die Faszination für die Mechanik und die Automaten führte letztlich dazu, dass Menschen sich mit diesen verglichen und die Frage aufkam, welche bzw. ob überhaupt Unterschiede zwischen ihnen und lebensgetreu wirkenden Automaten bestünden. Nicht zuletzt sickerte ein mechanistisches Welt- und Menschenbild in die Gesellschaft ein. Deutlich zeigen dies die Schriften von René



zweintopf, aus der Serie postpoetry, 2024. © zweintopf

Descartes (1596–1650) sowie dem französischen Arzt Julien Offray de La Mettrie (1709–1751), die Menschen und andere Lebewesen überwiegend aus einer mechanistischen Perspektive beschreiben und den Aufbau des Körpers mit einem Uhrwerk vergleichen. Gleichzeitig fand ein Umschwung in der Geistesgeschichte statt: Besonders im 18. Jahrhundert lassen sich der Glaube an die Beherrschung der Natur und die Bewunderung künstlerischen Schaffens beobachten, während die Abscheu und Angst, künstlich geschaffene Wesen könnten ihren Schöpfer:innen gefährlich werden, in den literarischen Bereich (Mary Shelleys *Frankenstein*, E.T.A. Hoffmanns *Der Sandmann*) gedrängt wurden.

Der Blick ins Hier und Jetzt: Künstliche Intelligenz und Roboter

Viele der aufgezeigten Beispiele werden mit modernen Robotern sowie KI in Verbindung gebracht. Auch hier lässt sich die Faszination von künstlichen, menschenähnlichen Wesen erkennen, deren vordergründige Existenzberechtigung darin besteht, für verschiedene Tätigkeiten genutzt zu werden. Darüber hinaus stellt sich aber auch die Frage, ob diese technischen Geräte ein Bewusstsein entwickeln könnten.

Heute werden Vorstellungen, wie eine Zukunft mit solchen Technologien aussehen könnte, überwiegend in Filmen (*Metropolis*, *Terminator*, *I, Robot*, *Ex Machina* etc.) thematisiert. Dabei taucht immer wieder die Wendung auf, dass die Maschinen – als digitale Sklaven erschaffen – ein Bewusstsein entwickeln und sich Konflikte mit ihren Schöpfer:innen ergeben. Die Art und Weise, wie die Themen KI und Roboter im Film verarbeitet werden, dramatisiert die Herausforderung dieser Technologien für den Menschen, indem sein Selbstverständnis radikal in Frage gestellt wird. Dabei fällt auf, dass die KI mit menschlichen und Menschen mit technischen Begriffen beschrieben werden, wodurch der Anschein erweckt wird, KI und Menschen stünden sich in ihrer Weltwahrnehmung näher, als dies in der Realität der Fall ist.

Der Begriff *Künstliche Intelligenz* kam erstmals 1955 auf und stammt aus einem Finanzierungsantrag für ein Projekt, in dem man herausfinden wollte, wie Maschinen dazu gebracht werden könnten, Probleme auf eine ähnliche Weise zu lösen wie Menschen. Bis heute ist der Begriff umstritten: Er sei zu nahe an eine menschliche Eigenschaft angelehnt und suggeriere, die rechnerischen Vorgänge der KI glichen menschlichem Denken. Zudem lässt sich der Trend beobachten, dass im Umgang mit diesen Technologien weitere Begriffe angewendet werden,

die normalerweise mit Menschen (und Tieren) in Verbindung stehen: Nicht selten hört oder liest man davon, dass künstliche Systeme sich erinnern und verbessern können, dass sie lernen, planen, träumen, lesen etc. All das führt zu überhöhten Vorstellungen und lässt die Technik sehr nahe an den Menschen rücken. Maschinelles Rechnen kann aber nicht mit menschlichem Denken verglichen werden. Auch wenn es regelmäßig so dargestellt wird, ist KI eben nicht zu solchen Leistungen in der Lage, sondern reagiert mittels Regeln, die je nach Algorithmen mehr oder weniger komplex ausfallen können. Insbesondere KI mit „sozialen Kompetenzen“ – in Form humanoider Roboter oder Chatbots – generiert den Anschein, sie könne auf menschliche Empfindungen eingehen, diese nachvollziehen und empathisch darauf reagieren. Kurzum: KI wird stark vermenschlicht. So ist es nicht verwunderlich, dass in einigen Projekten versucht wird, Roboter so menschenähnlich wie möglich zu gestalten.

Während KI vermenschlicht wird, lässt sich beobachten, dass Menschen – ähnlich wie schon im 18. Jahrhundert – aus einer technischen Perspektive beschrieben werden. Ausgehend von der KI- und Robotikforschung scheint ein technizistisch-reduktionistisches Menschenbild in die Gesellschaft einzusickern. Dies wird an den populärwissenschaftlichen Bestsellern von Max Tegmark und Yuval Noah Harari deutlich: Menschen werden auf ihre biologischen Funktionen reduziert und mit technischen Begriffen beschrieben. Wesentliche Aspekte, wie jene, dass Menschen ein Bewusstsein haben, die Welt erleben und Gefühle empfinden, werden dabei ausgeklammert.

Nichts Neues unter der Sonne?

Wie gezeigt wurde, sind viele Fragen, die uns heute im Zusammenhang mit KI begegnen, ebenso wenig neu wie der Reiz, künstliche, menschenähnliche Wesen zu schaffen. Beides weist eine lange Geschichte auf, die sich in Mythen, Legenden und der Entwicklung mechanischer Automaten manifestiert. Die Einstellung zu diesen

künstlichen Menschen oszillierte dabei von Anfang an zwischen Faszination und Schrecken. Die Fragen, die sich im Umgang damit stellen, bleiben ebenfalls dieselben: Wie weit können, sollen und dürfen Maschinen in unser Leben eingreifen? Wie können ethische Fragen und Entscheidungen von solchen künstlichen Geschöpfen beantwortet werden? Entwickeln sie ein eigenständiges Bewusstsein? Welches Potenzial (im Negativen und Positiven) resultiert daraus? In welchem Verhältnis stehen sie zu uns und wir zu ihnen? Auch wenn Zeitungsartikel, populärwissenschaftliche Bücher und Dokumentationen immer wieder suggerieren, KI und Roboter würden dem Menschen immer ähnlicher, ist es doch nie gelungen, ein menschengleiches Wesen herzustellen. Und auch wenn die neuesten technologischen und wissenschaftlichen Fortschritte die Vermutung nahelegen, die Grenzen zwischen künstlicher und „natürlicher“ Intelligenz verschwimmen mehr und mehr, deutet bei genauerer Betrachtung nach wie vor wenig darauf hin, dass Roboter jemals wie Menschen denken, fühlen und die Welt wahrnehmen werden.

Dieser Artikel ist eine Zusammenfassung von Jost, David/Rabensteiner, Simon (2024): „Von Automaten zu Algorithmen. Eine kurze Geschichte künstlicher Menschen und Intelligenz“, in: *Pro Scientia Reader 2024: Menschenbilder*, 17–31.

Online unter: www.proscientia.at/wp-content/uploads/2024/08/David-Jost-Simon-Rabensteiner-Von-Automaten-zu-Algorithmen-Reader-2024.pdf.

Literaturhinweise

Ichbiah, Daniel (2005): *Roboter. Geschichte – Technik – Entwicklung*. München: Kneesebeck.

Mayor, Adrienne (2018): *Gods and Robots. Myths, Machines and Ancient Dreams of Technology*. Princeton/Oxford: Princeton University Press.

Misselhorn, Catrin (2021): *Künstliche Intelligenz und Empathie. Vom Leben mit Emotionserkennung, Sexrobotern und Co.* Ditzingen: Reclam.

Nida-Rümelin, Julian / Weidenfeld, Nathalie (2020): *Digitaler Humanismus. Eine Ethik für das Zeitalter der Künstlichen Intelligenz*. München: Piper.

Pickover, Clifford A. (2019): *Artificial Intelligence. An Illustrated History. From Medieval Robots to Neural Networks*. New York: Sterling.

David Jost, arbeitet als Projektmitarbeiter am Fachbereich Philosophie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Paris-Lodron-Universität Salzburg und schreibt im Rahmen des Projekts „Digitalisierung, Menschenbild und Menschenwürde“ seine Doktorarbeit, in der er sich mit ethischen Implikationen rund um den Einsatz von Pflegerobotern auseinandersetzt.



Foto: privat

Simon Rabensteiner, beschäftigt sich im Rahmen seiner Studien (Deutsch, Geschichte, Klassische Philologie) an der Paris-Lodron-Universität Salzburg mit Konstanten und Neuerungen in den Übergangszeiten von der Spätantike zum Mittelalter sowie vom Mittelalter zur frühen Neuzeit.



Foto: privat

Auf der Suche

... nach einem „guten“ Umgang mit Tieren?
Von Chiara Kirschen



Christoph Solstreif-Pirker, Glaubensbild 4 (rot), 2024. © Christoph Solstreif-Pirker

Die Frage nach einem „guten“ Umgang mit Tieren beschäftigt nicht nur jene, die direkt mit Tieren in Kontakt stehen, sondern stellt auch eine grundlegende tierethische Problematik dar. Betrachtet man jedoch die Perspektive von Ludwig Wittgenstein, treten zwei zentrale Schwierigkeiten auf. Erstens, so Wittgenstein, müsse man ethische Fragen aus der „Ich-Perspektive“ heraus diskutieren, da nur ein Subjekt als Träger:in des Ethischen in der Lage sei, die Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung zwischen Subjekt und Welt zu beurteilen. Zweitens ließen sich für ein ethisches Urteil keine tatsächlichen Gründe anführen, die eine andere Person zwingen könnten, dieses Urteil zu akzeptieren. Im Kontext der Tierethik wird hier ein noch grundlegendes Problem sichtbar: Wie lässt sich überhaupt eine Ethik des Umgangs mit Tieren formulieren, wenn diese doch die „Ich-Perspektive“ als Ausgangspunkt voraussetzt?

Wer Marcel Prousts *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* kennt, wird in diesem Beitrag eine auffallende Ähnlichkeit zu seiner Erzählweise bemerken. Das ist kein Zufall. Denn vielleicht kann eine subjektiv erzählte Reflexion über den „guten“ Umgang mit Tieren genau das vermitteln, was ein anderer Schreibstil möglicherweise übersehen würde. Es hilft, wenn man dabei selbst ein Tier zu Hause hatte.

In Fleckis Welt

Vor langer, langer Zeit bin ich früh schlafen gegangen. Manchmal, wenn ich kaum das Licht ausgelöscht hatte, schloss ich meine Augen so schnell, dass ich nicht mehr die Zeit hatte, darüber nachzudenken: Jetzt aber, jetzt schlafe ich ein! Eine halbe Stunde später weckte mich der Kater, Flecki sein Name, weil es nun an der Zeit sei, den

Schlaf zu unterbrechen; er hüpfte also über das Buch, das sich noch in meinen Händen befand, und sprang mir ins Gesicht. Diese katzische Realisierung hielt noch einige Sekunden an, während ich erwachte, und hinderte mich daran, mir klar zu werden, dass dieser Kater jetzt, wirklich jetzt, rauswollte. Schließlich begann er, mir immer unmissverständlicher miauend und an der Tür kratzend zu zeigen, dass er keine Lust hatte, noch länger zu warten. Sogleich gewann ich mein Sehvermögen zurück und schlurfte, um mich herum den Lichtschalter findend, fluchend die Treppen hinunter, um ihm, oder sogar mehr noch meinem inneren, müden Seelenfrieden, die Türe ins Freie zu öffnen.

Bei diesen nächtlichen Ausflügen, die lediglich in der Hartnäckigkeit meines Vaters wurzelten, keine Katzenklappe in unser Haustor einzubauen, empfand ich Mitleid mit unserem treuen Tier. So eingeschlossen, ohne die Möglichkeit zu kommen, wann immer ihm der Gedanke in sein Katzenköpfchen sprang. Wenn er dann so auf seinem Kissen, träumend, die Pfoten zuckend, die Schnurrhaare zitternd, über innere, imaginäre Wiesen raste, fühlte ich mich wie in ein fremdes Bewusstsein versetzt. Wie würde es mir doch ergehen, wenn ich auf diesem hölzernen Gestell läge, auf dem ich mir den Stoff hart und unbequem vorstellte, und ich doch auch, wenn es mir in den Sinn käme, aufspringen und hinauslaufen wollte.

In jenen Augenblicken wünschte ich mir, mein Menschsein sein zu lassen, ihm in den Wald folgen zu können, auf Wegen irrend, Sträucher und Halme mit dem Bauch streifend, stetig die Richtung ändernd. Wie es wohl wäre, diese Welt mit jenen grünen Augen zu durchleuchten, diese dreißig Zentimeter hohe Perspektive einnehmend und die Ohren senkrecht in den Himmel streckend? Mit innerer Katzenstimme das Wahrgenommene kommentierend, piepsend wie eine Maus oder doch in von Mäusseknochen zerkratzten alten, mürrischen Tönen? Würde er die Wörter aus dem Nachbarstal, dieses hiesige lokale Mundartgeplänkel oder doch ein einheitliches globales Katzisch beherrschen? Und könnte ich dann diese Sprache mit Vokalisation und Imitation lernen und meine ich dann jedes Wort, das ich sage, oder bin ich doch einfach ein Mensch und er sieht Fische, wie ich Kater sehe?

Wenn er aber auf diese heimtückische, herrische Nachbarskatze getroffen ist, die sich einbildete, in das Revier unseres Katers einzudringen, und mit verletzter Pfote heimkehrte, dann dachte ich mir noch, wie sehr mein Fuß schmerzen, meine Sehnen ziehen und die Haut brennen würde, wenn ich an seiner Stelle wäre. Wie sehr müsste ich mich den ganzen Tag damit beschäftigen, mein leibliches Tun wieder und wieder zu pflegen und zu hegen. Schleck um Schleck – was wäre das für ein Leben,

immer und immer wieder, Tag für Tag, die eigene Anmut bewahren zu müssen? Nein, ein Kater wollte ich doch wirklich nicht sein.

So war ich froh, dass ich als Mensch mit ihm Wald und Wiesen und Wälder erkunden konnte – er mir weniger folgend, ich ihm mehr hinterherlaufend – bis zu dem Draht, der meine Welt und seine Welt, meine Größe und seine Kürze trennte, da er unter der Kuh hindurchgehen konnte, ich aber vor ihr stehen bleiben musste. Und dann war da ein „Nanu“, das mich befragte, spricht der Kater mit mir und ich mit ihm und er mit ihr und sie mit ihm und sie mit mir, wenn ihre Augen mich anblicken und wenn sie das Gras immer und immer wieder durch ihr Maul kaut und schaut, ob ich sie denn auch verstehe? Der Kater saß stumm und schaute, drehte sich um und interessierte sich nicht für dieses Mundgemaule und ging seines Weges, an den Kühen vorbei, und ich ... begab mich zum Hendlessen, das das gesamte Dorf in eine Verückung der Erleichterung versetzte, denn so schien es, als würde der Alltag für einen Moment innehalten, niemand müsse mühsam am Kochbrett stehen und die sieben Rüben zerhacken, sondern stattdessen, in kollektiver Übereinkunft, zum Treffpunkt eilen, um, sofern rechtzeitig unter der Telefonnummer – null oachtzwoa oans, zwoa sechsdsrei, vier vier vier, drei drei drei – bestellt, eine der knusprigen, goldbraun gebratenen Hendlkeulen zu ergattern. In festlicher Vergeschwisterung verspeisten wir also unsere Halbe-Hendln-Haxn und zerkaute diese knusprige, salzige Unruhe, sich der Verlockung hinzugeben, darüber nachzudenken, wenn doch die Küche nicht minder schmackhatschihafte, aber allzu vertraute Speisen anbot und nur diese alltägliche Wiederholung den wahren Wert der Dinge mindern sollte, warum wir dann hier sitzen sollten. Ist es nun ein Hühnchen, ein Hündchen, ein Entchen oder Fleckchen?

Wieder nach Hause gehend, den Kater schon von weitem an seinem Mausloch auf dem Feld erblickend, rief ich: „Hey – komm doch mit!“, aber ich erhalte keinen Blick, keine gnädige Zurkenntnisnahme meiner Existenz, das Ignorieren der Bitte und diese Standhaftigkeit in seinem eigenen Standpunkt, die mir dann zeigen wollte, dass ich hierbleibe und dich nicht höre, dass dieses Tun wichtiger ist als du, du Menschenkind. Ich höre dich, aber weißt du es? Er blickte durch mich hindurch zur Maus, dem Maulwurf und dem anderen Getier, das hier unscheinbar kreuhte und fleuchte, und ich ging weiter nach Hause, mich fragend, warum dieses katzische Tier nicht genau das tat, was ich ihm zu sagen hatte.

Am Abend kam er nach Hause, saß vor dem Fenster, vorwurfsvoll zu uns hineinschauend, und forderte unmissverständlich das tägliche Abendmahl ein. Wir also mit Blicken aushandelnd, wer denn nun an der Reihe sei, der

Hoheit das dezidiert von ihm ausgewählte Nicht-Hofer-Futter zu servieren, und ich denke an Schere und wenn das Schwesterlein den Brunnen macht, dann doch lieber Papier, aber wenn sie doch den Stein nimmt, dann ist auch das Papier das umschlagende Argument aber wenn sie dann doch die Schere nehmen würde, dann zerschnippeldischnapp meine Seite, und doch, ich nehm den Brunnen.

Okay – Papier.

Währenddessen aß der Kater, weiterhin nichtssagend blickend, das royale Puten-Pasteten-Zeugs in einem Happs-macht-dieser Kater auf. Nein – ist das nicht eine geschmacksverwöhnte Katze?

In jener Nacht war es wieder Zeit, den Schlaf zu unterbrechen, und so kratzte er an der Türe, die ich am Abend extra verschlossen hatte, beklagte sich – „Hey, du Mensch, so lass mich doch hinaus“ –, was ich anfangs ignorieren konnte, denn, so schwor ich mir am Abend zuvor, diese Nacht würde ich für meinen wohlverdienten, erholsamen Schlaf nutzen. Aber das schien ihn nicht zu interessieren, und während ich mich nun mühsam erhob, halb schlafend die Tür öffnete, um mit ihm wütend die Treppen hinunterzupoltern, und die Haustür aufschloss, flitzte das Tier auch schon in die dunkle Nachtigall hinaus. Wieder die Treppe hinaufgehend, blieb mir Zeit, über das Leben nachzudenken – dieser undankbare Kater! – aber jetzt, jetzt schlafe ich wirklich ein.

Die Gefangenen

Ich vergaß, und das ist wohl des Menschen Pech, dass Kater nur kommen und gehen, wie es ihnen beliebt. Da es draußen nicht scheußlich kalt und unfreundlich war, war an diesen sommerlichen Julitagen vom Fleckchen keine Spur zu entdecken. Es ist wohl an der Zeit, jene vorzustellen, die ich bislang gekonnt vermieden habe: die Katze, die, wie ihr Fleckagnon, den Namen Fibi trug. Wie soll ich sagen, sie war mir äußerst suspekt, denn wir hatten doch schon einen Kater und meine Ent-rüstung – Menschskinder, zwei Katzen! –, die wurde ignorant ignoriert.

Essen reichte ihr, und hier und da ein Plätzchen fürs Schläfchen. Doch wehe dem, der sich währenddessen auch nur einen Meter näherte – hsssss – ffffft – ssssss – pfffft. Ja, du Mensch, warum sollte ich denn zu dir miauen, wenn ich stattdessen fauchen und kratzen kann und übrigens mein eigenes Leben habe – nur jetzt mit fixem Hofer-Essen!

Kann ich diese Katzenköpfchen durchdringen und durchschreiten und ihr Sein dahinter erblicken und verstehen, wie sie denn nur ticken, und nicht nur ihr Reagieren auf meine Umwelt durchhexezieren? Kann ich denn wissen, was sie wollen und glauben und denken, und ihnen so am

Ende eine Stimme in diesem Erzählen geben? Denn sehe ich wirklich das, was ich meine zu sehen, und kann Fleckis Weltsicht teilen? Oder benötigt es vielmehr das Austreten aus der eigenen Hülle, das Versetzen anderer Realitäten ins kritische Denken, um dabei zu helfen, dieses weltumfassende Katzen-Sein Stück für Stück mehr zu verstehen?

Vielleicht braucht es jedoch gar kein umfassendes Seinsverständnis für einen „guten“ Umgang mit Tieren. Denn ich kann nicht sehen, was der Kater sieht, und habe kein sicheres Gefühl dafür, was er braucht und was ihm guttut. Wenn am Ende alle Kommunikationsversuche scheitern und wir Menschen dennoch über eine Fähigkeit verfügen, die uns zumindest in ethischen Fragen leiten kann – die Empathie –, so setzen Subjektivität und speziesspezifische Unterschiede Grenzen. So führt das Ziel des „guten“ Umgangs mit Tieren daher nicht zu einer theoretischen Denkaufgabe, sondern zu einer praktischen Lösung, der wir im Tun und im Mit-Leben immer wieder nur gerecht zu werden versuchen: die der Freiheit.

Ein Wiederfinden

Heute gehe ich später schlafen. Oft fallen meine Augen so schnell zu, dass ich nicht einmal merke, wie ich mir vornehme: „Jetzt aber, jetzt lösche ich das Licht!“ Eine Stunde später weckt mich der Kater Flecki, immer noch sein Name, denn es ist wieder an der Zeit, den Schlaf zu unterbrechen. Er sitzt nun vor der Tür, miaut und krabbelte gegen das Holz. Seine katzische Präsenz dauert einige Minuten an, während ich erwache und *weiß*, dass dieser Kater jetzt, wirklich jetzt, raus muss. Schließlich geht er, ohne länger zu warten, Schritt. Für. Schritt. Die. Treppen. Hinunter. Ich gewinne langsam mein Sehvermögen zurück und folge ihm, leise, um ihm – oder mehr noch *seinem* Seelenfrieden – die Tür ins Freie zu öffnen.

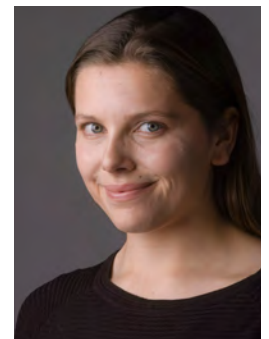
Zum Nachlesen und Weiterdenken:

Wittgenstein, Ludwig: *Philosophische Bemerkungen*.

Werkausgabe 2. Berlin: Suhrkamp 1984.

Proust, Marcel: *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*.

Frankfurter Ausgabe. Berlin: Suhrkamp 2017.



Chiara Kirschen,
studiert Germanistik, Geschichte
und katholische Theologie in Graz.

Foto: privat



Kapelle
Veranstaltungssaal
Diplomstudium
Hochschulbibliothek
Sitzgeige und
Ekkampthorn
Bücherei Graz

Von der Scheu, ein Ding ins Bild zu stellen

Alois Kölbl im Gespräch
mit dem Künstler Christoph Solstreif-Pirker



Foto: Milatovic

„Glaubensbilder“ hat Christoph Solstreif-Pirker seine neue Werkserie für die QL-Galerie überschrieben. Er versteht sie als künstlerische Auseinandersetzung mit dem Phänomen Glauben. Alois Kölbl hat mit ihm über seine künstlerischen Intentionen, den Entstehungsprozess seiner Werke sowie Vorbilder und Bezugspunkte gesprochen.

Alois Kölbl: Ich war gerade mit einer Studierendengruppe in Tallinn, wo in den siebziger Jahren zentrale Szenen des berühmten Films „Stalker“ von Andrei Tarkowski gedreht wurden. In der Beschreibung deiner neuen Werkserie „Glaubensbilder“ zitierst du einen Satz aus einem Dialog dieses Films: „An nichts mehr glauben sie, und ihr Glaubensorgan ist verkümmert.“ Welche Bedeutung hat das Werk von Andrei Tarkowski für dich als Künstler?

Christoph Solstreif-Pirker: Die Filme von Tarkowski sind sehr wichtig für mich als Künstler. Gerade in „Stalker“ spielt ja – wie auch in meinen Bildern – die Landschaft eine zentrale Rolle. Landschaft ist bei ihm mehr als das, was man sehen kann. Es gibt da etwas Tieferes, Unbestimmteres. Das ist sicher eine Parallele zu meinem Verständnis von Raum und der Morphologie von Umwelt insgesamt. Jenseits des Visuellen beginnt das, was vielleicht

nur mehr gespürt werden kann. Wie lässt sich das, was unter der Oberfläche liegt, erfahrbar machen? Diese Frage beschäftigt mich schon sehr lange. In Tarkowskis Film „Stalker“ sehe ich die Landschaft als Protagonistin, die auch aktiv die Handlung zu beeinflussen scheint. Meine Bilder widmen sich genau dieser landschaftlichen Handlungskraft, also wie Landschaft „agiert“ und weniger, wie sie „ist“ oder „aussieht“. Welche Dynamiken gibt es

da, welche Rhythmen, welche Geschwindigkeiten? Es ist notwendig, zu hören, zu spüren und nicht nur zu sehen. Diesbezüglich habe ich sicher viel von den Filmen Tarkowskis gelernt. Für mich ist es ein schönes Moment, wie der Glaube in diese filmische Ästhetik hineinverwoben wurde. In der neuen Werkserie – alle Bilder sind neu für diese Ausstellung entstanden – geht es um das Phänomen des Glaubens und natürlich damit auch um den Versuch der Sichtbarmachung von etwas Immateriellem. Es geht um Vertrauen, Fragilität, um die Frage, wie man es erfahrbar machen kann, jemandem emotional Halt zu geben. Wie sieht eine Topographie des Vertrauens aus? Wie kann man das durch ein Bild verstehen? Sowohl im Entstehungsprozess für mich als Künstler wie auch auf der Rezipient:innenseite.

Tarkowski hat sich bezüglich der Deutung seiner Filme immer sehr bedeckt gehalten. Von seinen Filmbildern sagt er, dass sie nichts symbolisieren sollen, sondern nur Emotionen oder Stimmungen wachrufen. Wie ist das bei deinen Bildern?

Das sehe ich im Blick auf meine Bilder sehr ähnlich. Sie wollen sich bewusst von einer eindeutigen Lesbarkeit wegbewegen und Vieldeutigkeit eröffnen. Das sehe ich auch so in der Beschäftigung mit dem Phänomen Glauben. Auch das eigene Glaubenserleben ist ja immer mannigfaltig. Ich finde mich da sehr stark wieder in dem, was Max Picard in seinem in den dreißiger Jahren erschienenen Buch *Die Flucht vor Gott* als „Bilder des Glaubens“ beschreibt. Er spricht da von der „Scheu, mit der ein Ding ins Bild gestellt wurde“, weil es letztlich nur Gott zukommt, zu bilden. Deswegen kommt auch bereits in mittelalterlichen Bildern der freien Fläche eine große Bedeutung zu. Es geht darum, ein Bild nicht allzu sehr zu füllen, um noch Raum zu haben, damit noch etwas dazukommen könnte. Für Picard schafft die Kunst einen selbständigen Raum zwischen den Dingen des Himmels und den Dingen der Erde, wo sich das Himmlische und das Irdische berühren, ohne dass sich

diese Dinge berühren würden. Das würde ich mir auch für meine Bilder wünschen, dass sie berührende Freiräume belassen beziehungsweise erzeugen, die zum Ausgangspunkt für etwas Neues werden. Jegliche Symbolisierung in den Bildern würde das erschweren. Das ist auch während des Arbeitsprozesses sehr spannend, weil es manchmal darum geht, wieder etwas wegzunehmen im Bild, um diesen Freiraum zu schaffen, weil es bereits zu viel an Determiniertheit gibt. Tarkowski macht das mit Atmosphären, die seine Filmbilder erzeugen. So entstehen bei ihm durchaus ambivalente Bilder: Er schafft es zum Beispiel, auch in beklemmenden Bildern durch die Weite, die er darin belässt, eine Hoffnungsdimension spürbar zu machen.

Wie viel Konkretion legst du selber in deine Bilder? Gehst du zum Beispiel manchmal auch von konkreten Landschaften aus?

Vielleicht hilft es, meine Herangehensweise zu verstehen, wenn man weiß, dass bei mir nie nur ein Bild allein entsteht, sondern meistens mehrere gleichzeitig. Auch die Bilder in der Ausstellung in der QL-Galerie sind von Anfang an als Serie angelegt. Die Bilder treten somit in Dialog zueinander – sowohl im Schaffensprozess als auch in der Ausstellung. In den einzelnen Bildern finden sich meistens Flächen, die einander nicht berühren, sondern Räume entstehen lassen; oft stoßen sie fast aneinander, aber eben nicht ganz. Auch in den Flächen finden sich Spuren und auch Zeichen und Schriftfragmente, also durchaus sehr Konkretes. Es zeigen sich da zum Beispiel Versatzstücke von Schriftzeichen, die ich selber nicht deuten kann, erst kennenlernen muss. Arbeitsprozess wie Komposition besteht also aus Elementen des Innehaltens, aus Momenten der Begegnung, der Entdeckung. Am Beginn steht meistens eine Farbe. Das ist eine erste Spur, wo das Bild sich hinentwickeln soll. Die Bilder entstehen auch in Etappen, die Farben müssen trocknen und verändern sich im

Trocknungsprozess. Ich lasse mich also ein Stück weit auch leiten von dem, was da auf dem Papier entsteht, dabei überrascht mich manchmal auch etwas, das sich im Bild ereignet. Hier sehe ich auch die Nähe zum Phänomen des Glaubens, das auch damit zu tun hat, dass man sich berühren lässt, Spuren folgt oder überrascht wird. Ich versuche jedenfalls, wenig Intentionales hineinzulegen. Es geht mir vielmehr darum, wie ich selbst auf das im Bild Entstehende reagiere: Künstlerisches Arbeiten ist für mich immer auch dialogisches Arbeiten.

Du nennst deine Werkserie „Glaubensbilder“. Geht es dir dabei um konkreten religiösen Glauben oder um eine allgemein spirituelle Erfahrung?

Für mich ist es der erstmalige Versuch, das eigene Glaubensleben mit meinem künstlerischen Schaffen zu verbinden. Ich wollte der Frage nachgehen, wie sehr ich meinen Glauben, der mich begleitet und aus dem ich lebe, durch einen künstlerischen Prozess auch neu kennenlernen kann. Ich habe meine Werke nie als einen End-, sondern immer als einen Ausgangspunkt gesehen, der etwas eröffnen will. Das beschäftigt mich schon länger. Als ich im letzten Sommer dann den Text von Max Picard gelesen habe, habe ich mich da sehr wiedergefunden und auch eine gewisse Bestätigung meines Nachdenkens gesehen. Daraus entstand dann die Idee, mich konkreter künstlerisch damit auseinanderzusetzen und zu erforschen, was „Glaubensbilder“ sein können.

Welche Rolle spielt der Raum der QL-Galerie? Er ist kein neutraler White Cube, sondern verbindet einen hohen Lichthof mit drei hohen Bögen mit einem ehemaligen Raum für einen Treppenaufgang.

Der Raum ist zum einen sehr offen, zum anderen hat er auch etwas Bergendes. Dass es hier beides gleichzeitig gibt, finde ich sehr schön. Darin sehe ich auch eine Nähe zu meinen Bildern, in denen es sehr Unbestimmtes, aber auch sehr Konkretes



Foto: Milatovic

gibt. Das ereignet sich nebeneinander auf derselben Bildfläche. Es gibt Arbeiten, bei denen man das Gefühl hat, von einem Ballon hoch oben auf etwas herunterzuschauen, und gleichzeitig vermittelt sich der Eindruck, mittendrin zu stehen. Dass es diesbezüglich auch Entsprechungen zum Ausstellungsraum gibt, finde ich sehr spannend.

In der Ausstellung in der QL-Galerie zeigst du technisch sehr klassische Arbeiten auf Papier. In anderen Projekten arbeitest du performativ oder setzt dich als ausgebildeter Architekt vor allem mit der Welt, in der wir leben, und

insbesondere auch mit der Problematik der Zerstörung unseres Lebensraumes im Anthropozän auseinander. Kann Kunst etwas zur Eindämmung des „globalen Burnouts“, wie du das einmal genannt hast, beitragen?

Da fällt mir zuerst wieder Tarkowski ein – ich denke an die Poesie, die ich empfinde, die bei der Begegnung mit zerstörten Landschaften entstehen kann. Das ist so etwas wie eine Hoffnungsspur, und darum könnte es gehen. Die Interaktion des Ästhetischen mit dem Ethischen ist mir in meiner Arbeit sehr wichtig. In meinen performativen Projekten geht es

mir vor allem um das Anteilnehmen, um die körperliche Konfrontation mit Landschaften und den darin eingeschriebenen schmerzvollen Geschichten, die ich künstlerisch erfahrbar mache; um ein Antworten auf das „Antlitz“ der Landschaft, wie es Emmanuel Levinas bezeichnen würde. Auch die gemalten Landschaften in der Ausstellung sind Antworten, die wieder Fragen eröffnen. Es sind keine nur angenehmen Landschaften, sondern Bilder, die auch zum Engagement aufrufen wollen. Das ist natürlich auch nicht mehr als eine Spur, der man folgen kann. Vielleicht sind es dunkle Bilder, aber welche, aus denen Licht entstehen kann.

Nadia Rungger

wie sagt man
dass man sich verloren hat

ich gehe hin und her
ist es das sein
auf dem ich stehe

und wenn ich loslasse
pendelt sich alles ein
weil da ein gewicht ist in mir
und eine kraft

Nadia Rungger

lebt in Gröden/Südtirol. Ihr Debut *Das Blatt mit den Lösungen. Erzählungen und Gedichte* erschien 2020. Mehrere Auszeichnungen für deutsch- und ladinischsprachige Prosa und Lyrik, zuletzt der Literaturpreis *Jurypreis Irseer Pegasus* 2024, der Literaturpreis des Südtiroler Künstlerbunds 2024 und das Lichtungen-Lyrik-Stipendium des Landes Steiermark 2024.

rechte Seite:
Christoph Solstreif-Pirker,
Glaubensbild 6 (gelb), 2024, Detail.
© Christoph Solstreif-Pirker



„Wir können deutlich mehr, als wir glauben“

Die Beratungsstelle *Peer2Peer* unterstützt Studierende seit 15 Jahren in Fragen mentaler Gesundheit. Über die Anfänge, die alltägliche Arbeit und was Studierende bewegt.

Von Daniel Pachner



Christian Vajda, Leiter der Beratungsstelle *Peer2Peer* und universitärer Facharzt für Psychiatrie und psychotherapeutische Medizin an der Medizinischen Universität Graz. Foto: Pachner

Ich treffe mich mit Christian Vajda in seinem Büro kurz vor Weihnachten. „Eine dichte Zeit“, wie mir der Facharzt für Psychiatrie, Psychotherapeut und Supervisor sowie Kommunikationstrainer für Gesundheitsberufe erzählt. Kein Wunder, denn neben Lehre und Forschung nimmt die Klinische Abteilung für medizinische Psychologie, Psychosomatik und Psychotherapie, an der Christian Vajda beschäftigt ist, auch eine wichtige Rolle im alltäglichen Krankenhausbetrieb ein. Zum Arbeitsalltag gehöre auch die Begleitung von Menschen, die am LKH-Universitätsklinikum stationär aufgenommen sind. Oft geht es dabei um psychosomatische und -therapeutische Symptome – Symptome also, die Menschen auch aufgrund einer Erkrankung entwickeln können und die ihre psychische und mentale Gesundheit betreffen. Doch man hat nicht nur mit stationär Erkrankten zu tun, wo es vielfach um Begleitung am Lebensende geht, sondern auch mit Studierenden, die immer häufiger ihren Weg zur *Peer2Peer*-Beratungsstelle finden.

Seit 15 Jahren gibt es dieses Programm an der Medizinischen Universität Graz, bei dem Studierende Unterstützung

in psychosozialen Fragen finden. Begonnen hat man, wie mir Christian Vajda erzählt, mit einem Krisentelefon für Studierende in Belastungssituationen. Um ein „niederschwelliges Angebot“ sei es von Anfang an gegangen – so auch beim Relaunch des Programms im Jahr 2014, das bereits drei Jahre später unter der Leitung von Vajda mit dem Projektpreis der *Gesellschaft für Medizinische Ausbildung* ausgezeichnet wurde. Den Fokus auf schnelle und unbürokratische Unterstützung und psychotherapeutische Hilfe hat man beibehalten.

Studentisch und professionell

Dabei setzt man besonders auf höhersemestrige Studierende, die selbst noch im Studienalltag stehen und zugleich eine spezielle Ausbildung erhalten haben. Die Erstberatung findet immer mit Peers in einem Vieraugengespräch statt, in schwierigen und in Notfällen wird man professionell weitervermittelt und erhält so zielgerecht die Unterstützung, die man braucht. Neben dem schnellen und unbürokratischen Zugang steht also eine zielgerichtete Hilfe im

Fokus, je nachdem, was Studierende brauchen und mit welchen Anliegen sie kommen. Die Spannweite der Themen ist groß. Von Problemen mit Prüfungssituationen bis hin zu Lernproblemen nehmen Aspekte wie ein zu groß gewordener Anspruch an sich selbst und Leistungsdruck Raum bei den Beratungsgesprächen ein. „Viele Belastungen resultieren dabei aus dem universitären Alltag“, weiß der Leiter der Stelle zu berichten und merkt dabei an, dass es neben subjektiv erlebter Überbelastung auch die Sorge und Unsicherheit um die Zukunft ist, die viele Studierende beschäftigt und zu Krisensituationen führen kann.

Die ehren- und hauptamtlichen Studierenden, die als Peers für die Beratungsstelle eigens eingesetzt und angestellt werden, lernen dabei neben der Vermittlung von Entspannungstechniken und Stressmanagement auch den Blick für den Menschen in seiner Individualität. Im Zentrum steht immer die Frage: „Was braucht der Mensch, der zu uns kommt?“ Schablonenlösungen passen da nicht, denn es geht ja auch immer darum, dass der oder die Betroffene lernt, mit den Herausforderungen umzugehen, denen man im eigenen Leben begegnet. Im Fokus steht dann in erster Linie auch nicht Krankheit, sondern die psychische Gesundheit der Studierenden. Das beständige Achten auf die individuelle Situation, auf das, was die eigenen Wünsche und Ansprüche sind, verlangt den Peers und dem psychologischen und psychotherapeutischen Fachpersonal die Offenheit ab, auf das zu achten, was der einzelnen Person helfen könnte. Doch die Einbindung von Studierenden lohne sich: „Vielen lässt sich bereits auf der Ebene von *Peer2Peer* gut helfen“, so Christian Vajda. Das Wesentliche dabei sei die Fähigkeit, schwere Fragen und Nöte auch aushalten zu können. Da braucht es mitunter eine ordentliche Portion Hoffnung – und Zeit, die leider oft viel zu kurz sei.

Während Religion oft keine Relevanz für Studierende hat – anders als bei stationären Patient:innen –, sei Spiritualität, ganz weit verstanden, immer ein Thema. Um „Ankerpunkte, die jeder für sich hat“, geht es dabei. Und wieder um die Offenheit dafür, dort anzusetzen, wo man zu Menschen einen Zugang finde, und das zu fördern, was ihnen individuell hilft. Komplizierter werde es da schon bei ausländischen Studierenden, für die mentale Gesundheit oft ein FremdtHEMA sei und wo es schwierig sein kann, passende psychotherapeutische Angebote zu finden. Hinzu kommen sprachliche Herausforderungen, denn „emotionale Wahrnehmung passiert in unserer Muttersprache“, so Christian Vajda.

Eine von Stress geprägte Zeit

Der große Erfolg und die zunehmende Annahme des *Peer2Peer*-Programms vonseiten der Studierenden liegen

sicher nicht nur an dem unkomplizierten, leicht zugänglichen und qualitativ hochwertigen Angebot, sondern auch daran, dass die eigene mentale Gesundheit ein immer größeres Thema geworden ist. Es gebe, so Christian Vajda, einen proaktiveren Zugang von Studierenden, die ein weit aus größeres Bewusstsein dafür entwickelt haben. Überhaupt sei es eine sehr hektische und durchgeplante Zeit, in der wir leben, so die Diagnose von Christian Vajda. Auch das Verständnis vieler Studierender habe sich verändert. So wird zunehmend zwischen Universität und Privatleben unterschieden und das Studieren mehr als Arbeit wahrgenommen. Besonders Lern- und Prüfungsphasen können dann für Studierende schnell zu psychosozialen Belastungszeiten und -situationen werden.

An Gemeinschaft fehlt es eigentlich nicht, so Christian Vajda, doch das Miteinander sei kleinteiliger geworden. Dabei täte es unserer Gesellschaft allgemein gut, „gemeinsam innehalten zu können“ und mit mehr Gelassenheit auf das Leben zuzugehen. Abhandengekommen sei vielen das Gefühl, das „Leben auch erkunden zu können“. Wenn man nur noch negativ auf das Leben blickt, dann könnte gerade das Innehalten dabei helfen, wieder unterschiedliche Perspektiven zu gewinnen und anders auf sich und Herausforderungen zuzugehen. Für eine mental gesunde Gesellschaft seien darum besonders Diskussionsorte wichtig, an denen man sich dem Austausch und der Vielfalt von Sichtweisen widmen könne. Oft brauche es nicht viel, aber wichtig sei es, miteinander in Aktion zu kommen – schon ein Tischtennisturnier in Gemeinschaft könne unglaublich positive Effekte haben.

Das eigene Schicksal lenken können

Im Zentrum aber steht für Christian Vajda, der auch selbst Studierende psychotherapeutisch betreut, die Überzeugung, dass „wir deutlich mehr können, als wir glauben“. Belastungen und Herausforderungen seien immer ein „Teil des Lebens“, doch mit ihnen umgehen zu können, ist entscheidend. Darum geht es schlussendlich auch beim *Peer2Peer*-Programm: Wissen zu vermitteln, Wege aufzuzeigen und Hilfestellungen zu geben, damit Studierende wieder befreit ihr Leben leben können. Diese Unterstützung schenken zu können und Menschen begleiten zu dürfen, hat der Facharzt für Psychiatrie immer als sehr erfüllend erfahren: „Das Schöne ist, an der Geschichte eines anderen teilhaben zu dürfen.“ Ein ganzes Leben werde oft in der Therapie geteilt. Man kann nicht nur sich selbst immer wieder reflektieren, sondern erfährt auch, wie viel Leben und Kraft selbst in schwierigen Situationen da ist.

Und was sich Christian Vajda für Studierende wünscht? Dass sie „ihren eigenen Weg gehen dürfen, die eigenen Herausforderungen ernstnehmen dürfen, ohne zu verzagen“.



Foto: Kolaritsch

NACH INNEN WACHSEN, NACH AUSSEN HIN WIRKSAM WERDEN

Am 28. November letzten Jahres boten Ute Karin Höllrigl und Matthias Strolz eine tiefgehende Auseinandersetzung mit dem Thema, wie wir als Individuen Frieden in uns selbst finden und diesen Frieden in die Welt tragen können. Der Abend, der durch die musikalische Begleitung von Pianist Michael Nikolov bereichert wurde, lud zu einer Reise der Selbsterkenntnis und des kreativen Austauschs ein.

Beide begannen ihre Ausführungen mit einem Blick auf das „Mensch-Sein“ und das „Mensch-Werden“. Sie betonten, dass der Weg zu innerem Frieden und einem erfüllten Leben eine kontinuierliche Auseinandersetzung mit uns selbst erfordert. Dabei stellte sich die Frage, wie Sinn, kreative Gestaltung und Selbstführung miteinander verknüpft sind – und ob „Macht“ als Gegenspieler des inneren Friedens verstanden werden kann.

Matthias Strolz sprach von der Notwendigkeit, als „Gärtner des Lebens“ zu agieren, und unterstrich, wie wichtig es ist, Verantwortung für die eigenen Talente und deren Einsatz zu

übernehmen. Ein Zitat von Max Planck bildete den Kern des Abends: „Wenn wir uns verändern, ändert sich die Welt um uns herum.“ Es geht nicht nur darum, die Welt als äußeres Problem zu betrachten, sondern in uns selbst den Beginn der Veränderung zu setzen.

Frieden im Kleinen – die eigene Rolle erkennen

Die Teilnehmer:innen wurden dazu angeregt, über ihren eigenen Beitrag

zu Frieden und Gerechtigkeit nachzudenken. In einer Welt, die von Konflikten und Ungerechtigkeit geprägt ist, stellte Höllrigl die provokante Frage: „Glaubt noch jemand an Frieden?“ Sie leitete eine kurze Meditation an, die den Anwesenden half, sich auf ihr inneres Selbst zu besinnen und zu reflektieren, wie sie persönlich zu einer friedlicheren Welt beitragen können.

Besonders im Kontext des Ukraine-Kriegs und der globalen Krisen war das Thema Hoffnung von zentraler Bedeutung. Die Frage, wie man mit weit verbreiteter Hoffnungslosigkeit umgehen kann, wurde aufgeworfen. Die Antwort lag in der Erkenntnis, dass jeder Einzelne durch sein eigenes Tun und seinen inneren Frieden einen Unterschied machen kann.

Der Abend war kein klassischer Vortrag, sondern ein „Auftrag“ – ein Aufruf, sich selbst in den Dienst des Friedens zu stellen und mit offenen Augen und Herzen durch die Welt zu gehen. Matthias Strolz brachte dies mit den Worten Rumis auf den Punkt: „Gestern war ich klug und wollte die Welt verändern. Heute bin ich weise und verändere mich.“

Chiara Kirschen

Der Abend wurde veranstaltet von der Gesellschaft für Friedensforschung nach C.G. Jung. Nähere Infos unter: www.friedensforschung.eu



Foto: Kolaritsch



Foto: C. Nisi © Ateliers et Presses de Taizé

EINE WOCHE IN TAIZÉ

Von 31. 8. bis 10. 9. 2024 war eine Gruppe der KHG bei der Communauté de Taizé, die jede Woche Treffen für Jugendliche und junge Erwachsene veranstaltet.

Es ist ein besonderes Erlebnis, mit Hunderten von anderen Jugendlichen und Erwachsenen auf dem Teppichboden der Kirche zu sitzen und gemeinsam Zeit in Stille zu verbringen. Der Raum ist prall gefüllt mit Menschen, doch niemand spricht. Kein Flüstern, kein Murmeln. So eine Stille kennt niemand von uns aus dem Alltag. Nicht einmal in der Bibliothek, wo ununterbrochen die Tasten der Laptops klackern und der Lärm im eigenen Kopf immer lauter wird. Doch hier sind die Leute ins Gebet vertieft oder genießen einfach nur ein paar Minuten der Stille. Als ein Mönch das nächste Lied anstimmt, ist der Raum bald wieder von mehrsprachigem und -stimmigem Gesang erfüllt.

Als wir nach dem Gebet die Kirche verlassen, strahlt uns das Licht der hellen Morgensonne an. Es ist Montag. Gestern haben wir die letzte Etappe unserer Reise gemeistert und sind mit dem Mietauto von Basel nach Taizé gefahren. Schon jetzt merken wir: Der Tagesablauf könnte nicht in größerem Kontrast zum Unialltag stehen. Es gibt keine Deadlines, keine Noten, keine Termine. Hier strukturiert sich der Tag um die drei täglichen Gebete. Dazwischen bleibt Zeit, Spaziergänge durch die hügelige Landschaft und die winzigen Ortschaften, die Taizé umgeben, zu machen, sowie für die gemeinsamen Mahlzeiten und die praktische Mitarbeit, wie etwa Putzen, Müllsammeln oder Kirche-Aufräumen.

Die Arbeit macht uns wenig aus, denn dort lernen wir schnell neue Leute kennen, mit denen wir zusammenarbeiten und Herausforderungen meistern

können. Auch die täglichen Bibelstunden sind hier eine Möglichkeit. Nachdem wir mit einem der Mönche gemeinsam eine Bibelstelle gelesen haben, setzen wir uns in kleinen Gruppen zusammen und besprechen einige Impulse dazu. Dabei kommen nicht nur Menschen aus verschiedenen Ländern zusammen, sondern auch mit unterschiedlichen Einstellungen zum Glauben. Einige sind gläubige Christ:innen, andere Agnostiker:innen, oder sie sind mit vielen Fragen gekommen und hoffen, hier Antworten zu finden. Irgendwann bewegen wir uns weg von den vorgefertigten Fragen auf dem Zettel. Es sind Fremde, und trotzdem – oder gerade deshalb – fühlt man sich wohl dabei, mit ihnen die tiefsten Gedanken zu teilen.



Foto: S. Leutenegger
© Ateliers et Presses de Taizé

Die einfache Routine wird uns schnell vertraut, doch schon nach einer Woche ist es wieder Zeit, uns auf den Rückweg zu machen. Zu Hause angekommen, müssen wir uns erst wieder an den anderen Tagesrhythmus gewöhnen. Die neuen Perspektiven, die wir gewonnen haben, wollen wir aber auf jeden Fall behalten. Wir können nur hoffen, ein kleines Stückchen Taizé mit nach Graz und in das neue Semester mitgebracht zu haben.

Anna Köll



Foto: Hauer

TREPPE IN NEUEM GLANZ

Am 9. Oktober des letzten Jahres feierte die KHG gemeinsam mit Vertreter:innen der Grazer Politik und der Fei ergemeinde des Eröffnungsgottesdiensts die dringend benötigte Treppenrenovierung im Paradise L. Die 2017 vom Künstlerinnenduo RESANITA installierte Treppe war durch rege Nutzung immer sanierungsbedürftiger geworden. Es war dem Engagement der Ortweinschule und den großzügigen Spenden von Unterstützer:innen und Freund:innen der KHG zu verdanken, dass die Sanierung erfolgen konnte und die Treppe wieder ein Ort des Miteinanders und des gemeinsamen Verweilens werden konnte. Wir danken herzlich dafür!

WIEN-TAGE MIT BESUCH DES PARLAMENTS

Gemeinsam mit KHG-Community und AAI fuhren zu Beginn des Wintersemesters Studierende der KHG nach Wien. Im Zentrum des Ausflugs stand der Besuch des Parlaments, inklusive Führung durch das Gebäude, Geschichte des Parlaments und was Demokratie heißen und uns wert sein sollte. Abgerundet wurde der Tag von einem Besuch beim Heurigen, der zum gemütlichen gemeinsamen Verweilen einlud. Wir danken der Community für die großzügige und freundliche Unterstützung, die den mitfahrenden Studierenden ein Eintauchen in die Bundeshauptstadt ermöglichte!



Foto: Kölbl

„DIE FREIHEIT ZU STERBEN“

Unter diesem Motto stand ein Vortrags- und Diskursabend des Instituts für Moralthologie, der gemeinsam mit der KHG veranstaltet wurde und den Auftakt der gemeinsamen Reihe „Moralthologie aktuell“ darstellte. Im Zentrum stand der assistierte Suizid, der seit Jänner 2022 in Österreich erlaubt ist. Expert:innen aus unterschiedlichen Disziplinen widmeten sich dem Thema und den Auswirkungen, die das damals eingeführte Gesetz drei Jahre später zeigt. Die feinfühlig, sachlich und kenntnisreich geführte Diskussion, begleitet von Univ.-Prof. Ralf Lutz, bot dem schwierigen Thema genügend Raum, um den herausfordernden ethischen Fragen und Anliegen hinter dem assistierten Suizid angemessene Geltung zukommen zu lassen.



Foto: Neuhold

KULTURÜBERGREIFENDES WEIHNACHTSFEST

Wie schon in den vergangenen Jahren hat die KHG Studierende, die über Weihnachten nicht nach Hause fahren können, dazu eingeladen, den Heiligen Abend gemeinsam zu verbringen. Das „International Christmas“, das im Andräsaal im multikulturellen Griesviertel stattfand, stieß in diesem Jahr auf erfreulich großes Interesse. Über siebzig Studierende kochten, aßen und tanzten, bevor dann in der Andräkirche gemeinsam die Mette gefeiert wurde. Es war ein fröhliches, grenz- und kulturüberschreitendes Fest, erfüllt vom Spirit der African Community mit überbordender Freude.



Foto: Kölbl

ASCHENKREUZ TO GO

Gewonnen aus dem Staub der verbrannten Palmzweige des Vorjahres, erinnert das Aschenkreuz an die Vergänglichkeit des Menschen, ist aber auch ein Symbol der Umkehr und der Hoffnung auf die Auferstehung. Am Aschermittwoch, dem 5. März von 9:00 bis 14:00 Uhr, spenden wir es in der Leechkirche. Herzliche Einladung an alle, die traditionell in die Fastenzeit starten wollen!



Foto: pixabay



Foto: KHG

WALLFAHRT NACH MARIAZELL

Am Christi-Himmelfahrts-Wochenende wird die KHG Graz gemeinsam mit Hochschulgemeinden aus ganz Österreich die alle drei Jahre stattfindende traditionelle Wallfahrt nach Mariazell begehen. Vor dem gemeinsamen Ankommen in Mariazell werden wir auf einer dreitägigen Wanderung gemeinsam durch das wunderschöne Naturschutzgebiet Ötschergräben unterwegs sein. Alle interessierten Studierenden sind herzlich eingeladen, auf dieser Route mitzuwandern!

LERNEN EINMAL ANDERS

Wer Wandern und Lernen einmal ganz anders erleben möchte, ist herzlich zu „Wandern mit Spirit“ eingeladen, das von 7. bis 9. Juni stattfindet. Vormittägliche spirituelle Wanderungen, die Körper und Geist in Einklang bringen und von Meditation in der Natur geprägt sind, bieten dabei den idealen Nährboden, um in Ausgeglichenheit den Nachmittag für Lernen und Prüfungsvorbereitungen zu nutzen. Umgeben von wunderschöner Natur und in einer ruhigen und inspirierenden Umgebung lernt es sich eben anders!



Foto: Knezevic

MIT SCHWUNG IN DEN SOMMER

Am 12. Juni feiern wir mit Live-Musik, Getränken, Essen und vielem mehr beim „QL-Sommerfest“ den Beginn des Sommers. Weitere Infos folgen auf unserer Homepage. Herzliche Einladung!



Foto: pixabay



Foto: Patka

INS NEUE JAHR IN PARIS

Alljährlich zu Silvester findet das Europäische Jugendtreffen von Taizé statt – und dieses Jahr in der Stadt der Liebe! Das heißt nicht nur Zeit für viel Kultur, sondern vor allem ein gemeinsames Einläuten des Jahres mit tausenden jungen Erwachsenen aus verschiedenen Ländern und Konfessionen, die gemeinsam betend, singend und mit Esprit das neue Jahr begrüßen. Wir laden alle Studierenden herzlich zur gemeinsamen Fahrt ein!

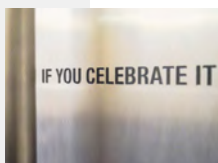


Foto: KHG

STILLE, GEBET UND GESANG

Jeden letzten Dienstag im Monat findet in der Stadtpfarrkirche das Taizé-Gebet statt. Das Taizé-Gebet lädt ein gemeinsam zu singen, zu beten und zur Ruhe zu kommen – unser Augenmerk auf Christus zu richten, das eigene Leben in den Blick zu nehmen und ihn gleichzeitig zu weiten für die Welt, in der wir leben.

KHG gottesdienste



STUDIERENDENGOTTESDIENST IN DER LEECHKIRCHE

MI 19:00
Zinzendorfsgasse 3

MESSE IN DER STADTPFARRKIRCHE

SO 18:15
Herrengasse 23

spezielle gottesdienste



FEIER DER WEIHE DES NEUEN WEIHBISCHOFS JOHANNES FREITAG

Herzlich laden wir zur gemeinsamen Feier der Weihe des neuen
Weihbischofs Johannes Freitag im Dom ein!
DO 1. MAI, 10:00

Das traditionelle Kirchweihfest muss dieses Jahr leider entfallen.

SCHLUSSGOTTESDIENST DES AKADEMISCHEN JAHRES

MI 25. JUN, 19:00
Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3

spirituelle angebote



TAIZÉGEBET IN DER STADTPFARRKIRCHE

jeden letzten DI im Monat, 19:00
Stadtpfarrkirche, Herrengasse 23

MORGENLOB (KÖRPERGEBET UND MEDITATION)

jeden DI, 8:08
QL-Hauskapelle, Leechgasse 24

EUCCHARISTISCHE ANBETUNG IN DER LEECHKIRCHE

jeden FR, 20:10
Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3

ASCHENKREUZ TO GO

Mit dem traditionellen Aschenkreuz in die Fastenzeit
und das neue Semester starten

MI 5. MÄR, 9:00 – 14:00
Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3

RAUS AUS DEM ALLTAG. REIN IN STILLE UND GEBET

Kurzexerziten in Innsbruck
DO 18. (Beginn 18:00) – **SO 21. APR**
Info: **Sr. Maria Patka sa**, patka@khg-graz.at
In Kooperation mit der Zukunftswerkstatt Innsbruck

WANDERN MIT SPIRIT

SA 7. – MO 9. JUN
Info: **Sr. Maria Patka sa**, patka@khg-graz.at

MAGIS-GRUPPE

Raum des Gesprächs, des Austausches und des Gebets
Anmeldung, Info: **Sr. Maria Patka sa**, patka@khg-graz.at

BERG-WOCHENENDE

Spirituelle Impulse in der Natur (Zukunftswerkstatt Innsbruck)
FR 19. – SO 21. SEP
Info: **Sr. Maria Patka sa**, patka@khg-graz.at

KATHOLISCHE KIRCHE STEIERMARK

Wir bitten Sie mittels beigelegtem Erlagschein
um die Unterstützung unserer Arbeit.
Herzlichen Dank!
Katholische Hochschulgemeinde Graz
Stmk. Bank u. Sparkassen AG
Kto-Nr: 03300 700 543
BLZ: 20815
IBAN: AT312081503300700543
BIC: STSPAT2G
Verwendungszweck:
DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

www.khg-graz.at

Impressum

DENKEN + GLAUBEN
Zeitschrift der Katholischen Hochschul-
gemeinde für die Grazer Universitäten
und Hochschulen

Chefredaktion:
Daniel Pachner

Redaktionsteam:
Jennifer Brunner
Agnes Hobiger
Sophie Hollwöger
Julia Jochum
Chiara Kirschen
Anna Köll
Juliane Oberegger
Cornelia Picej
Natalie Resch

Lektorat:
Sophie Hollwöger

Medieninhaber und Herausgeber:
Katholische Hochschulgemeinde Graz
Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz
Tel. 0316 / 32 26 28
www.khg-graz.at

Layout und Satz:
Wolfgang Rappel

Druck:
Universitätsdruckerei Klampfer,
St. Ruprecht an der Raab

*Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht
die Meinung der Redaktion bzw. des Heraus-
gebers wiedergeben.*

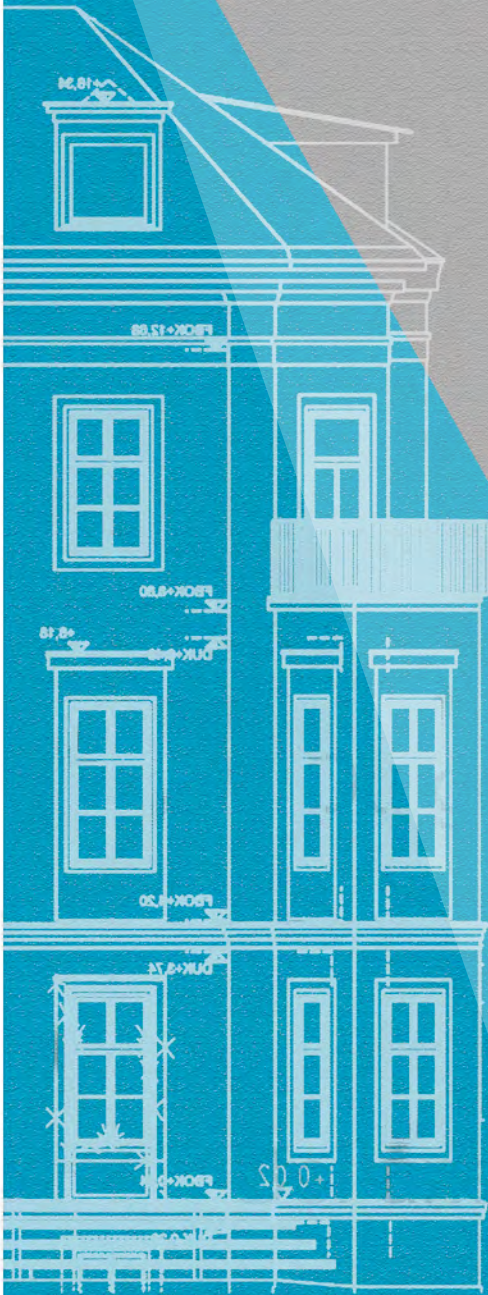
*Soweit es möglich war, hat die Redaktion die
urheberrechtlichen Fragen bzgl. der verwendeten
Bilder geklärt. Nicht erwähnte Inhaber*innen von
Bildrechten werden gebeten, sich unter
pachner@khg-graz.at zu melden.*

Abo-Bestellung: pachner@khg-graz.at

Cover:
zweintopf, U+271D=LC9, 2021. © zweintopf

quartier leech

quartierleech.at



Studierendenheim
zum Wohlfühlen

Kulturelle Vielfalt
und Gemeinschaft

In unmittelbarer Nähe
zu allen Unis



© Honetschläger

KUNST-ASCHERMITTWOCH IN ST. ANDRÄ

Eröffnung der Fastenzeit mit einer Installation des österreichischen Künstlers **Edgar Honetschläger**.

MI 5. MÄR, 19:00

Pfarrkirche St. Andrä, St. Andrä-Platz 1



Foto: Heredia

KABARETT MIT FLORIAN SCHEUBA

*Durch den fehlenden Ernst den Ernst der Lage erkennen – das hat bei **Florian Scheuba** Programm! Polit-Kabarett und kurzer anschließender Diskurs über die Wirkmacht politischer Satire.*

DO 20. MÄR, 19:00

QL-Vortragssaal, Leechgasse 24

Anmeldung erforderlich: bildungsforum.mariatrost@graz-seckau.at



Foto: BobArt

JUDAS

Die niederländische Autorin **Lot Vekemans** verleiht dem Jünger, der Jesus verriet, ein menschliches Antlitz und eine eigene Erzählung, die in der Verkörperung durch **Fredrik Jan Hofmann** kurz vor den Osterfeierlichkeiten in der Leechkirche zu sehen sein wird.

DO 3. + MO 7. + DI 8. APR, 19:00

Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3



Foto: Pinaeva

PHILOSOPHICUM GRAZ – Lieben und lieben lassen

Die Schriftstellerin und Philosophin **Ariadne von Schirach** ist zu Gast in Graz und spricht mit uns über die „De-Kolonialisierung“ und Kommerzialisierung von Beziehung und Romantik, die das Ganzheitliche und Beziehung Fundierende der Liebe übersieht.

DI 20. MAI, 19:00

QL-Vortragssaal, Leechgasse 24

In Kooperation mit dem Inst. für Philosophie an der Kath.-Theol. Fakultät Graz



Foto: KHG

STUDIERENDENWALLFAHRT NACH MARIAZELL

Am Christi-Himmelfahrts-Wochenende auf verschiedenen Routen nach Mariazell. Möchtest du mit uns mitgehen? Dann sei dabei bei einer dreitägigen Wanderung durch das Naturschutzgebiet Ötschergräben!

FR 30. MAI – SO 1. JUN

Anmeldung: hochschuleelsorger@khg-graz.at



Foto: Hauer

SCHLUSSGOTTESDIENST des akademischen Jahres

Gemeinsam mit dem Priesterseminar feiern wir das Ende des akademischen Jahres. Herzliche Einladung!

MI 25. JUN, 19:00

Leechkirche, Zinzendorfsgasse 3



Foto: pixabay

KHG-FAHRT NACH UNGARN

Komm mit uns und erkunde die ungarische Landschaft und Kultur, Land und Städte im Donauknien!

SA 23. – MI 27. AUG

Studierendenreise entlang der Donau (Budapest, Szentendre, Esztergom)

*Begleitung: **Sr. Mária Patka** und **Sara Molnár***

Anmeldung, Info: patka@khg-graz.at

Mindset

Seele, Geist, Denken – der Begriffshorizont von „Mindset“ ist nicht gerade klein. Im jahrtausendealten Ringen um das Verstehen des Geistigen versteckt sich aber auch der Versuch, Begriffe zu finden, die das Menschliche selbst ausmachen. Die eigentliche Frage, das ist der Mensch selbst.

Auch wir stellen sie uns in dieser Ausgabe und werfen einen vielfältigen und variationsreichen Blick auf das Menschliche. Als *zoon politikon* und durch und durch gesellschaftliches Wesen wird der Mensch ebenso zum Thema wie in neuen Kontexten wie Digitalisierung oder Tierethik. Welchen Effekt hat Religion auf unser Miteinander und was macht Menschen aus, die sich immer wieder unter Gefahr ihres eigenen Lebens für andere eingesetzt haben? Fragen, neben denen auch das Kunst-Schaffende des Menschen nicht zu kurz kommt.

Ein breites Spektrum also, das wir mit dieser Ausgabe abdecken wollen. Den Menschen selbst wird es dennoch immer nur ansatzweise erfassen. Denn vielleicht liegt das genuin Menschliche ja darin, dass er auch geistig beweglich ist – und das „Mindset“ nicht in Stein gemeißelt ist, sondern in Dialog und Diskurs vieles auch in Bewegung kommen kann.

Daniel Pachner, Chefredakteur